15
2. APRILHEFT 1968
0,30 M
ZEIT IM BILD

KINDER VIELER LÄNDER HELFEN DEN KINDERN VIETNAMS

Foto: K.-H. Böhle / Gestaltung: A. Töpelmann

Zeit im Bild

z.b ZEIT IM BILD

Gebt alle Euer Ja der neuen Verfassung des sozialistischen Staates deutscher Nation!

Stimmt mit JA

REDAKTIONSKOLLEGIUM

Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

VerlagsdirektorGüntherZumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden

Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 M, monatlich 1,30 M

Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862

Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 09 32 16

Unser Kommentator Martin Radmann schreibt regelmäßig an dieser Stelle zu aktuellen politischen Fragen

Saat der Gewalt

Der Frühling hat kaum begonnen, und schon weiß man in Amerika: Es wird einen heißen Sommer geben in den USA wie niemals zuvor. Und das ist keine Prognose der Meteorologen. Präsident Johnson sagt es selbst voraus, und der Ausnahmefall scheint diesmal sicher, daß er recht behält. „Wir können nichts dagegen machen", erklärte er, „es wird ein schlimmer Sommer werden, es wird noch mehrere schlimme Sommer geben." Das erste ist eine Lüge, das zweite stimmt ohne jeden Zweifel. Die Rechnung ist einfach genug. Nur ein Teil der astronomischen Ausgaben für den schmutzigen amerikanischen Krieg

gegen das vietnamesische Volk würde ausreichen, um das unerträgliche Leben der farbigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten endlich erträglich zu machen, das Elend in den Slums überall zu beseitigen, jedem ein menschenwürdiges Leben zu garantieren. Man könnte sehr viel gegen die Armut tun, es würde nur ein paar Dollar kosten, nicht soviel wie ein verbrecherischer Krieg.

Und selbst Linderung bringen, den Sommer kühlen würden die vielen Millionen, die zur Gewaltanwendung gegen den Protest ausgegeben werden. Gewalt, das allein ist des Texaners Johnson Rezept. Wie in Vietnam so auch im eigenen Land. Und das soll die Saat der Gewalt werden. Gegen die rund 70 000 Soldaten schwarzer Hautfarbe allein zum Beispiel, die in diesem Jahr aus der amerikanischen Armee entlassen werden, nachdem sie Gelegenheit hatten, ihre Haut für eine verdorbene imperialistische Aggressionspolitik zu Markte zu tragen. Erst vor die Kugeln der vietnamesischen Befreiungsfront getrieben, sollen sie nun – wenn sie für sich und ihre Familien soziale Gerechtigkeit fordern – von den Kugeln der Polizei, der Nationalgarde, der Armee durchsiebt werden.

Man zweifle nur nicht am Einfallsreichtum der herrschenden, vom Rassenwahn befallenen Klasse in den USA! Sie hat für den bevorstehenden heißen Sommer nicht nur sieben Sonderverbände der Armee vorgesehen und die Nationalgarde um 12 000 Mann verstärkt, ihr eine „Spezialausbildung für die Bekämpfung von Unruhen" verabfolgt und die Polizei „auf den Kampf vorbereitet". Sie tat mehr: Sie verknüpfte, wie immer, die Unterdrückung mit dem Geschäft, mit dem Profit. „Das Geschäft mit Mitteln zur Bekämpfung von Unruhen floriert, und in zahlreichen Städten experimentiert man mit neuen Waffen", berichtete „US News and World Report".

Neue Waffen? Man erfährt, daß nicht nur der Geheimdienst FBI die Neger bespitzelt. Das ist nicht neu. Da wird vielmehr eine Maschine getestet, die eine schaumige Masse ausspeit, mit der ganze Straßen bekleistert werden, auf denen jeder Demonstrant hinfallen muß und zugleich nicht mehr atmen kann. Chemische Kriegführung gegen die eigenen Bürger! „Bananenschalen", so lautet die gewollt harmlose Tarnbezeichnung dafür. „Chemical Mace", so wird ein Giftgas genannt, das Menschen blendet, die Haut reizt und ein Gefühl des Erstickens hervorruft. Und neben Panzern will man entnervende Geräusche einsetzen, Licht zum Blenden und schließlich Flammenwerfer. Und allein in Detroit wurde mehr als eine Million Dollar für Maschinengewehre ausgegeben. Und schließlich: „Es gibt ein neues Gewehr – es wird für den Vietnamkrieg und auch für den Einsatz bei Unruhen in Amerika getestet –, das durch Mauern schießen soll." Die Bilanz der in vergangenen Jahren in amerikanischen Ghettos erschossenen Frauen und Kinder genügt den Killern also nicht!

Gegen die Vietnamesen wie gegen die Neger im eigenen Land! Johnson und die USA-Imperialisten demonstrieren vor den Augen der Weltöffentlichkeit ihre Auffassung von Freiheit und Demokratie. Ihre Staatsgewalt geht gegen das Volk, gegen die Ausgebeuteten. Wie lange noch?

Parschaus Politik im Quadrat

Johnson: „Dann werden wir eben weiter marschieren."

Die Schönsten von 67

Drei Tageszeitungen und der „sammler express" fragten ihre Leser nach der schönsten von 90 Sonderbriefmarken der DDR-Jahresemission 1967. Der 50-Pfennig-Wert „Spielende Jährlingshengste" aus der Serie „Vollblutmeeting der sozialistischen Länder" erhielt die meisten Stimmen. Die Grafiker Klaus Henning (Foto links) und Gerhard Bläser schufen die Marke. Platz zwei erreichte der 70-Pfennig-Wert „Hünengrab im Schnee" aus der Sonderausgabe „Dresdner Gemäldegalerie Neue Meister", gestaltet von Axel Bengs (Foto Mitte). Den dritten Platz sicherte sich der 20-Pfennig-Wert der Serie „Erzgebirgische Volkskunst" von Dietrich Dorfstecher (Foto rechts). Alle vier Künstler erhalten am Vorabend der Eröffnung des VII. Bundeskongresses des Deutschen Kulturbundes die „Goldene Briefmarke", die bisher schon siebzehnmal vergeben wurde.

A. Hintze / Fotos: Jagla

Rauschgiftschmuggel in NATO-Uniform

Der NATO-Presseoffizier Ted Palmer war für das Personal des Pariser Flugplatzes kein Unbekannter. Regelmäßig einmal im Monat entstieg er der NATO-Kuriermaschine aus Izmir (Türkei), sein Blitzlichtgerät immer griffbereit. Nach reichlich einem Jahr erhielt die französische Polizei den Hinweis, daß der US-Leutnant Ted Palmer in Wirklichkeit Klaus Heinisch heißt und aus Frankfurt am Main stammt. Eine falsche NATO-Uniform und ebenso falsche Papiere ermöglichten es ihm, monatlich 800 bis 1500 Gramm Rauschgift aus der Türkei nach Paris zu schmuggeln. Sein Blitzlichtgerät diente als Versteck für Heroin und Kokain. Den „heißen Stoff" brachte er in Zivilkleidung zu den Pariser Händlern. Als die Polizei dem Rauschgiftkurier auf die Spur kam, war Heinisch bereits über alle Berge. Der Schmugglerring hatte durch seine Spitzel davon erfahren, und man fürchtete, daß durch Heinisch allzuviel von ihrem skrupellosen Geschäft an die Öffentlichkeit gelangt.

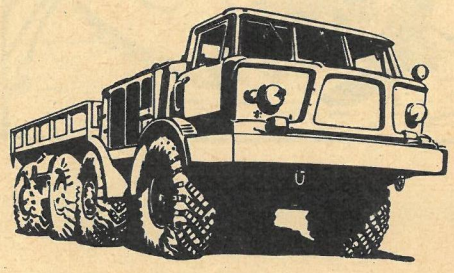
Foto: Archiv

Premiere bei Bernau

Die Saison der Straßenrennen in der DDR wird in diesem Jahr am 26. Mai auf der Bernauer Schleife mit einem Internationalen Rennen für Motorräder und Rennwagen der Formel 3 eröffnet. Der Terminkalender des ADMV enthält 1968 etwa 1000 Veranstaltungen. Unter den Rallyes und Zuverlässigkeitsfahrten sind diesmal mehrere Verbrauchstestfahrten, Nachtfahrten sowie Veranstaltungen, die sich ausdrücklich an den Nachwuchs richten oder Kraftfahrerinnen vorbehalten sind.

Gelände-Koloß

Für den Einsatz in schwerem Gelände beim Bau von Gas- und Erdölpipelines wird dieser Koloß im sowjetischen Automobilwerk



von Brjansk gebaut. Der Typ „135 L 4" ist mit zwei Motoren von je 180 PS ausgerüstet und trägt auf der Pritsche eine Nutzmasse von 12 t.

Simson-„Dreisprung"

Höhere Leistungen, geringerer Verbrauch und längere Lebensdauer, das sind drei Ziele des Motorenbaus, die leider bei Weiterentwicklungen selten gemeinsam verwirklicht werden können. Die Kleinkrafträder „Spatz" und „Star" aus dem VEB Simson Suhl stellen sich in diesem Jahr mit einer eindrucksvollen Verwirklichung aller drei Ziele gleichzeitig vor.

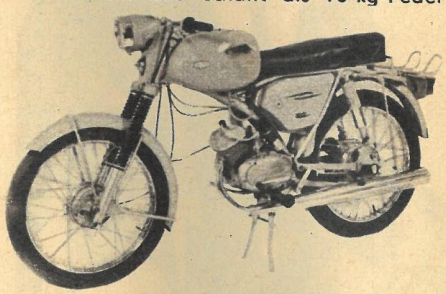
Der Motor M 53/1 KF des Mokicks „Star" leistet mit einem weiterentwickelten Vergaser 16 N 1-6 jetzt 3,4 PS schon bei 5750 U/min statt erst bei 6500 U/min wie früher. Das maximale Drehmoment konnte von bisher 0,38 kpm bei 6000 U/min auf 0,45 kpm bei 5000 U/min verbessert werden. Gleichzeitig konnte der Normverbrauch von vorher 2,6 l/100 km auf 2,1 l/100 km gesenkt werden.

Die Reduzierung der Drehzahl verlängert die Lebensdauer aller wichtigen Motorenteile, wie Zylinder, Kurbelwelle, Kolben und Pleuel. Das höhere Drehmoment verbessert die Beschleunigungs- und Steigfähigkeit, der geringe Verbrauch vergrößert den Aktionsradius und schont die Geldbörse.

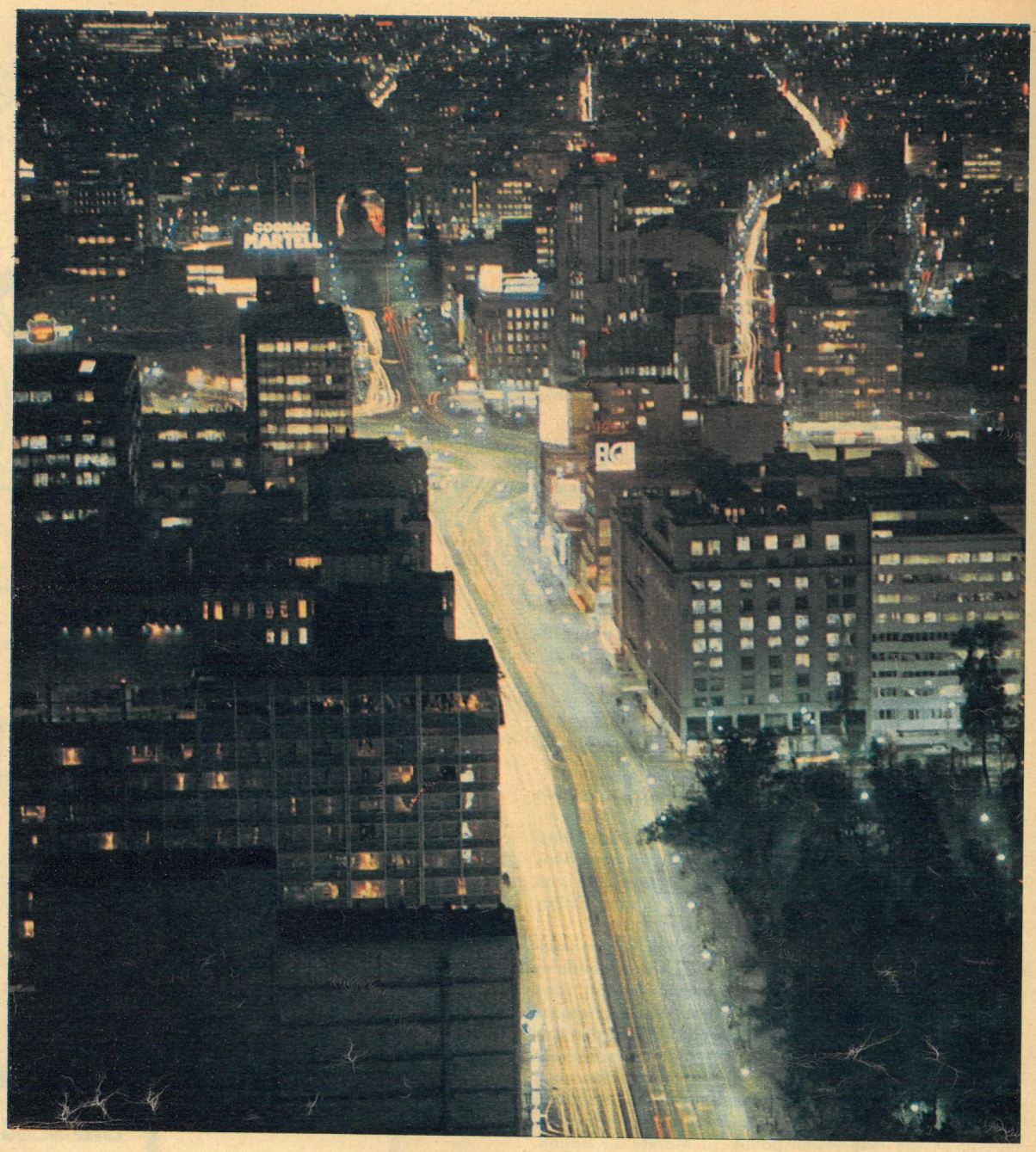
Der „Spatz" wird jetzt als Mokick, also ohne Pedale und mit Kickstarter gebaut. Auch der „Spatz" wurde leichter und mit einem Normverbrauch von 1,8 l/100 km um 0,3 l/100 km sparsamer sowie um drei Phon leiser. Höchstgeschwindigkeiten: „Star" 60 km/h, „Spatz" 50 km/h.

Schnelle Jawa

Mit erstaunlichen Leistungsdaten präsentierte sich die neue Jawa 90, das Leichtmotorrad aus der ČSSR. Der 8,5 verdichtende Drehschieber-Motor leistet 9,5 PS bei 6500 U/min und schafft als 76-kg-Feder-



gewicht ein Höchsttempo von 100 km/h. Die neuen Jawa 250/350 sind noch nicht da. Auch der neue Schnelltransporter aus Vrchlabi wird erst im Herbst in Brno Messe-Premiere haben.



Olympia des Sports und der Kunst

Noch sechs Monate müssen vergehen, dann schlägt dieser Stadt die große Stunde. Ihre technischen Daten: Mehr als vier Millionen Einwohner, 2200 Meter über dem Meeresspiegel, im Süden des nordamerikanischen Kontinents gelegene Hauptstadt des Staates Mexiko. Hier trifft sich die Sportjugend der Welt zu den XIX. Olympischen Sommerspielen. Über 9000 Sportler und Zehntausende von Besuchern werden in Mexiko-City erwartet, allein die Hotels haben 55 000 Betten zur Verfügung gestellt. Ein halbes Jahr vor der Eröffnung der Spiele werden die letzten Handgriffe am 80 000 Zuschauer fassenden Olympiastadion getan. Alle Laufbahnen des Stadions sind mit dem Kunststoffbelag Tartan ausgelegt, der bereits bei den III. Internationalen Sportspielen im vergangenen Jahr seine Bewährungsprobe bestand. Aber nicht nur für die Sportler rüstet sich die Olympiastadt. In Mexiko-City soll die antike Tradition der Kulturfeste zu neuem Leben erweckt werden. Das Veranstalterland forderte alle Nationen auf, sich mit Ausstellungen oder mit Folkloreensembles an diesem Weltkulturtreffen zu beteiligen.

Foto: Teuscher-Reymann

Der Frühling lockt, mach mit!

Haben Sie auch schon gebadet? Genießen Sie die lange Wochenendsonne auf dem Dampfer oder auf dem Balkon oder auf der Parkbank? Fragen Sie jetzt öfter nach Radieschen und Spinat? Sie sollten es tun. Der Frühling ist nicht nur für Gedichte da. Stubenhocker werden schneller alt; Sprichwort: Wer allzu lange vor dem Fernseher rastet, der rostet! Und wem der Arzt gar viel Bewegung

an der frischen Luft und körperliche Ausarbeitung empfiehlt, die Berliner haben in diesen Frühlingstagen einen lobenswerten Spruch geprägt: Mach mit – schöner unsere Städte und Gemeinden! Der Frühling ist nicht nur für Gedichte da, mach mit!

Fotos: Junggebauer

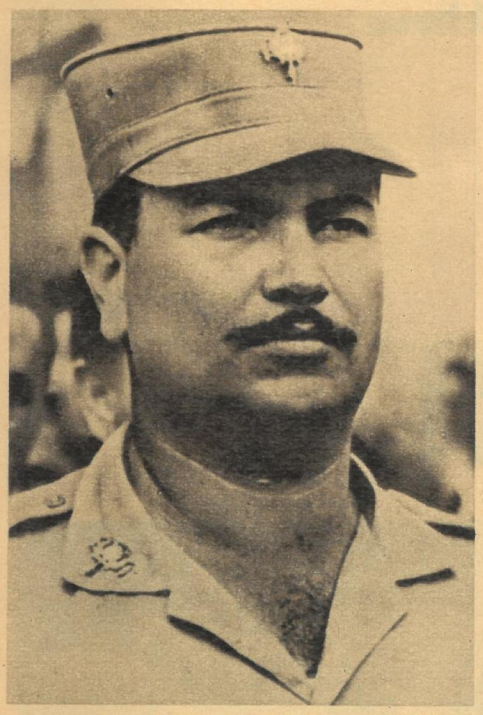
Rathaus mit Knick

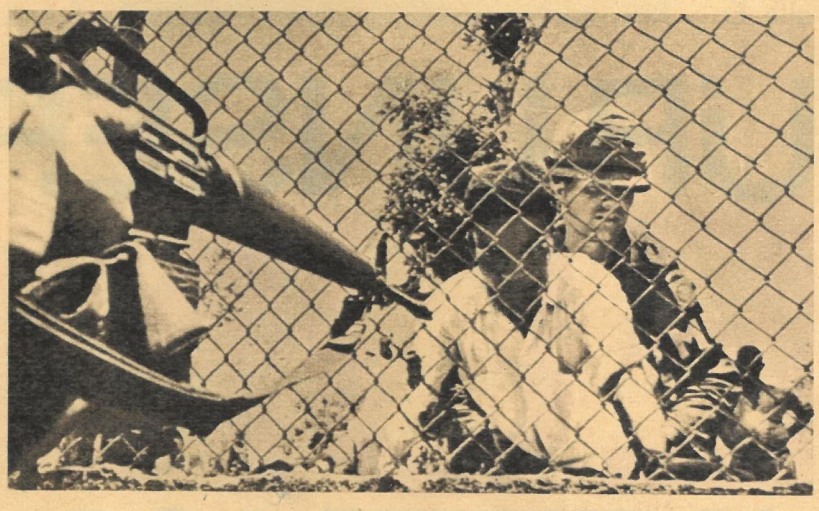
Über so unverhofften Fortgang „fast erstarrt" waren die Kaufleute, die zur Leipziger Ostermesse 1556 den Beginn des Neubaues des Alten Rathauses in Leipzig mit angesehen hatten, als sie zur Herbstmesse wieder nach Leipzig kamen und der Bau in einer Zeit von neun Monaten im Rohbau fertig war. Ähnlich mag es heute den Kaufleuten gehen, wenn sie Leipzig zweimal im Jahr sehen.

Doch zurück zum Alten Rathaus. Dieses altehrwürdige Gebäude mit seinen 13 Giebeln wurde 1556/57 im Renaissancestil vom Leipziger Bürgermeister Hieronymus Lotter erbaut. Ihm zur Seite stand der künstlerisch hochbefähigte Steinmetz Paul Wiedemann. Beide waren praktische und sparsame Männer. Sie stützten sich auf „örtliche Reserven". So wird es mit verständlich, daß der Bau so rasch vonstatten gegangen ist. Lotter ließ nämlich das Alte Rathaus auf den vorhandenen Grundmauern des kleinen Alten Rathauses errichten, das er vorher hatte einreißen lassen. Da aber das kleine Alte Rathaus aus zwei Gebäuden zusammengesetzt war – dem Rathaus und dem Kaufhaus –, die beide am Ende des 15. Jahrhunderts zusammengebaut worden waren, aber nicht genau in einer Front standen, bekam auch das neue Alte Rathaus einen Knick, weil Lotter auf den vorhandenen Grundmauern aufbaute. Dieser Knick ist ganz deutlich am Fries zu sehen (Foto), was selbst die wenigsten Leipziger wissen.

Text und Foto: Hans-Carl Uibrig

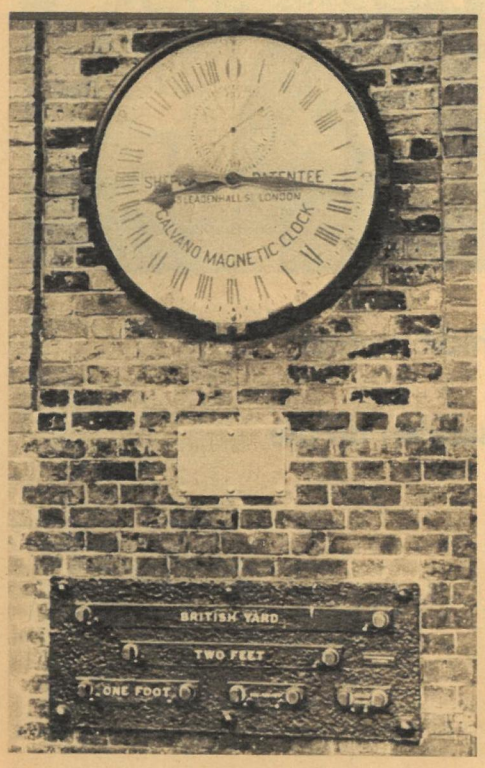
Oberst Caamaños – entführt und ermordet?





Noch immer ungeklärt ist das Schicksal Oberst Francisco Caamaños, der 1965 an der Spitze der antiamerikanischen Volksbewegung in der Dominikanischen Republik stand. Nach der Niederschlagung des Aufstandes durch amerikanische Marineinfanteristen und der Einsetzung eines den USA genehmen Präsidenten schob man Caamaño, gegen den man aus Furcht vor dem Volkszorn keine Gewaltmaßnahmen anwenden konnte, als Militärattaché nach London ab. Aber auch in England blieb er gefährlich, und seine Erklärung vor Pressevertretern, er werde – sobald es das Volk wünsche – in die Dominikanische Republik zurückkehren, ließ die herrschenden Kreise in Santo Domingo zittern. Daher beschloß man wahrscheinlich, Caamaño zu töten. Seit dem 1. September 1967 – lange Zeit vom dominikanischen Geheimdienst verschwiegen – ist er unter rätselhaften Umständen aus London verschwunden.

Fotos: Zentralbild



Abschied von der Greenwicher Zeit

Als die Briten kürzlich ihre Uhren eine Stunde vorstellten, ging damit die achtundachtzigjährige Uhrzeitära der Greenwicher Zeit zu Ende. Seit Februar dieses Jahres ist die neue British Standard Time mit der mitteleuropäischen Zeit identisch. Den Greenwichern bleibt allerdings ein Trost: Den Mittelpunkt der Welt, geographisch freilich nur, wird man nicht verlegen.

In Greenwich, an der blauen Holztafel der Observatoriumsmauer befinden wir uns genau an dem Punkt, an dem die Erdkugel in östliche und westliche Länge geteilt wird. Hier verläuft ganz genau der Längengrad Null: Null Grad, Null Null Minuten, Null Null Sekunden! Noch mehr Genauigkeiten erwarten uns. Zwischen Metallpflöcken an derselben Mauer können wir das Maß des britischen Yard und des britischen Fuß ablesen. Daneben schlägt die große inzwischen historisch gewordene Magnetuhr. Nun, Greenwich hat noch mehr historische Besonderheiten. An die mehr oder minder rühmliche Vergangenheit des Empire erinnern nicht nur Dutzende Denkmäler berühmter Marinehelden, sondern auch die Namen der Restaurants, wie „Admiral Hard", sowie das Nationale Marinemuseum und die Königliche Marineschule.

Ralf Bergemann

Zeit im Bild

z6 ZEIT IM BILD

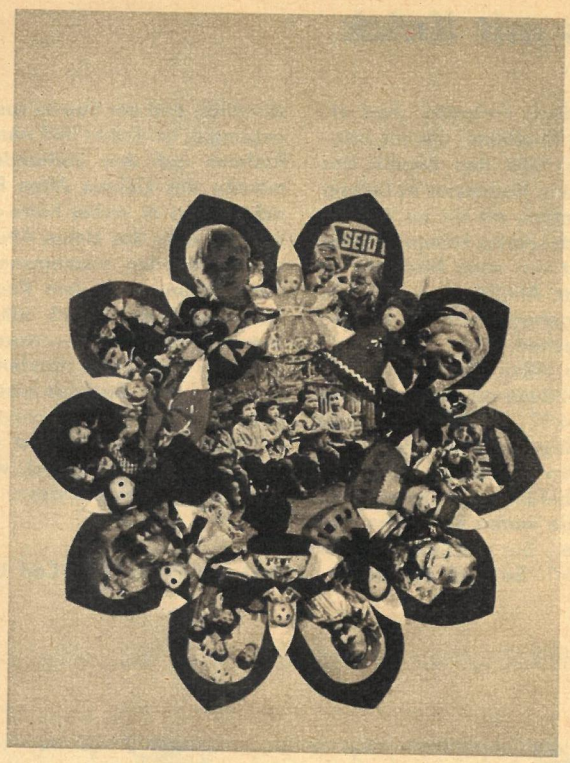
UND NÄCHSTE WOCHE:

Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit – sie kennzeichnen Epochen der menschlichen Kulturentwicklung, in denen unsere Vorfahren jeweils neue Rohstoffe in einem so großen Umfang erschlossen, daß die Historiker in der Geschichtsschreibung ganze Jahrhunderte danach benennen konnten. Und ganz aus dem Verborgenen macht der älteste künstlich geschaffene Werkstoff Glas plötzlich Schlagzeilen, daß man fragen könnte: Kommt eine „Glaszeit" der Menschheit?
Antwort auf diese Frage erhalten Sie in dem Farbbericht

VORSICHT GLAS

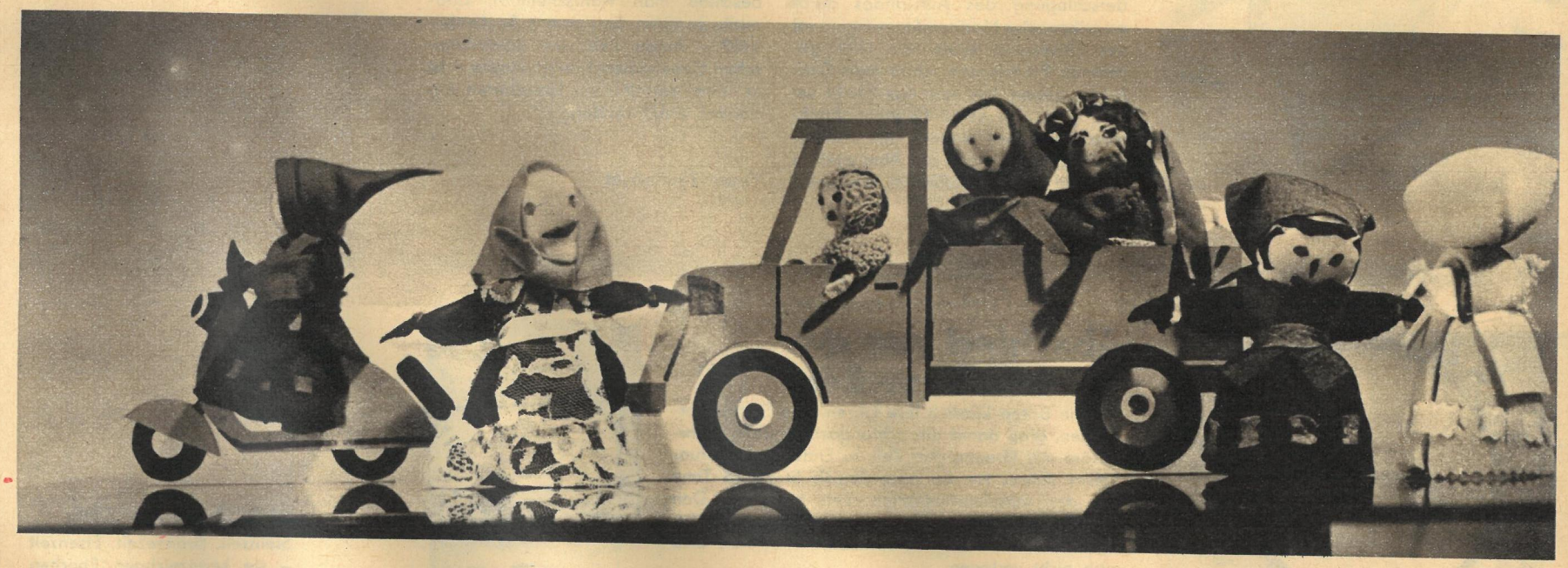
Mehrere Monate lang trafen in Dresden viele bewegende Beweise der Solidarität ein. Darunter die auf unserem Titelbild vorgestellten Püppchen. Kinder waren ihre Absender: aus Frankreich, der Sowjetunion, aus Finnland, Polen, Italien, Schweden, aus Indien, Ungarn, Holland, Österreich und anderen Ländern. Die Pakete, Päckchen und Briefe trugen den Vermerk „Für unsere Freunde in Vietnam".

Zwei im Verlag Zeit im Bild erscheinende Magazine, „DDR-Revue" und „DDR", die Leser des kapitalistischen beziehungsweise sozialistischen Auslandes über unseren Staat informieren, baten die Kinder dieser Länder, für ihre kleinen Freunde in Vietnam Geschenke zu basteln. Ein Vorschlag zur Herstellung von Püppchen half ihnen dabei. Das Echo übertraf alle Erwartungen. An vielen Bastelarbeiten wirkten ganze Familien, Schulklassen oder Pioniergruppen mit. Aber auch wertvolle Briefmarken, Spanschachteln, Spielzeugtiere und Zeichnungen gehören zu den Solidaritätsbeweisen.



„Zeit im Bild" ruft ihre Leser auf, diese internationale Kinderaktion durch eine Spende auf ihr Vietnam-Sonderkonto zu unterstützen. Zum Internationalen Kindertag wollen wir damit den Kindern Vietnams eine Freude bereiten. Als Dank für seine Beteiligung erhält jeder Spender von der Redaktion eines der vielen eingegangenen Geschenke. Wir denken, daß auch die Schulklassen und Pioniergruppen in der DDR den ausländischen Kindern nicht nachstehen. Welche Aktion startet Ihr, den Stand unseres Kontos zu erhöhen?

FÜR UNSERE FREUNDE IN VIETNAM!



- Über 2000 Überraschungen, die uns von Kindern aus zwanzig Ländern zugeschickt wurden, warten auf die Teilnehmer an dieser Solidaritätsaktion.
- Sie brauchen nur eine Zahlkarte auszufüllen und Ihren Spendenbetrag zu übersenden an die Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b – Sonderkonto Nr. 626 beim Postscheckamt Dresden.
- Jeder Einsender erhält, unabhängig von der Höhe seines Beitrages, ein von den Kindern zur Verfügung gestelltes Souvenir mit Name und Adresse des kleinen Spenders.
- Den Erlös der Solidaritätsaktion werden wir zum Internationalen Kindertag, am 1. Juni 1968, den Kindern Vietnams als Geschenk überreichen.

Die Basis des Vertrauens

Gedanken zur sozialistischen Verfassung

Von Dr. rer. pol. Heinz Hornburg, Bürgermeister der Stadt Thale (Harz)

Im gegenwärtigen Zeitabschnitt ist die Diskussion über den Entwurf der sozialistischen Verfassung unter anderem mit dadurch gekennzeichnet, daß unsere Bürger auch prüfen: Wie weit sind wir im Vertrauen zu unserem Staat und zu seinen Organen vorangekommen? Gerade das Vertrauensverhältnis der Bürger zu ihrem Staat kennzeichnet zugleich die wachsende Einheit von Volk und Volksvertretungen. Unter der Führung der marxistisch-leninistischen Partei schuf sich die Arbeiter-und-Bauern-Macht Formen der Mitwirkung des Volkes, die sich dadurch auszeichnen, daß sie an Beständigkeit und Kontinuität zunehmen.

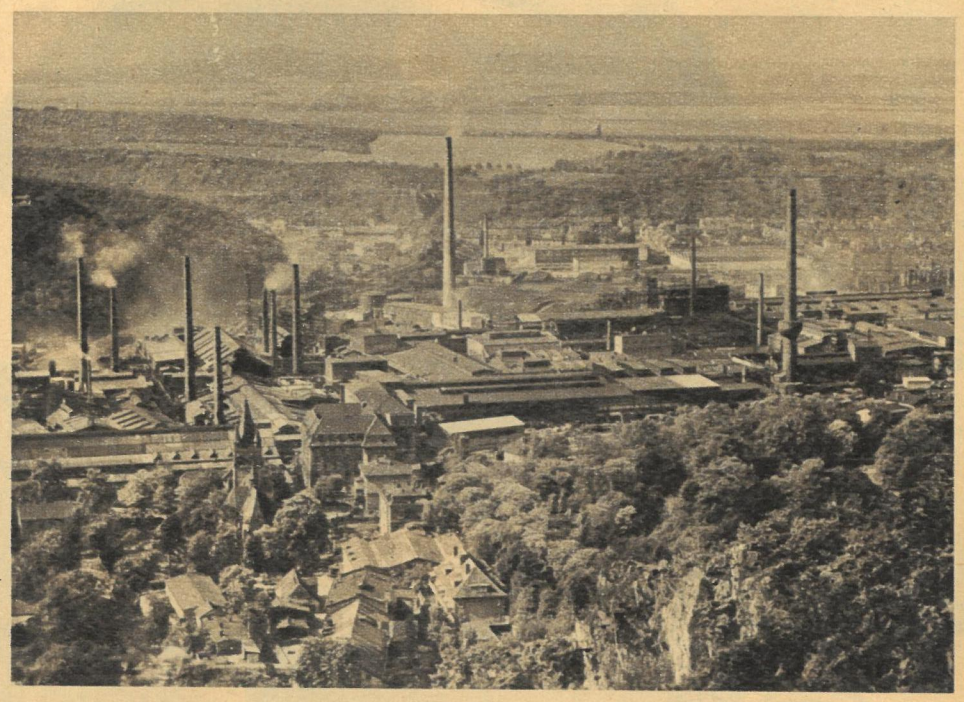
Ich habe in meiner Tätigkeit in verschiedenen Funktionen immer wieder feststellen können, daß das Vertrauen in dem Maße wächst, wie es die örtlichen Staatsorgane verstehen, gemeinsam mit der Bevölkerung die Aufgaben beim sozialistischen Aufbau zu lösen.

In allen elf Wohnbezirken unserer 17 500 Einwohner zählenden Stadt, in vielen Aussprachen im strukturbestimmenden Betrieb unseres Territoriums, dem VEB Eisenhüttenwerk, in Genossenschaften, Schulen und Einrichtungen wurden inzwischen viele Menschen informiert, wie sich unsere Stadt bis 1970 beziehungsweise 1980 entwickelt. Die wachsende Verantwortung und die Rolle der örtlichen Volksvertretungen als politische Machtorgane ihres Territoriums müssen meines Erachtens vor allem auch dadurch zum Ausdruck kommen, daß wir uns immer mehr befähigen, allen Menschen, ausgehend von den richtungweisenden Beschlüssen der Partei der Arbeiterklasse, ein Perspektivbewußtsein anzuerziehen. Bei uns wird es verfassungsrechtliches Prinzip, das Morgen mit zu gestalten. Ich habe in den vergangenen Jahren in unserer Stadt beobachten können, daß viele Bürger mit den Aufgaben, die wir uns gemeinsam gestellt haben, gewachsen sind. Die Dialektik und auch die Dynamik der Entwicklung in unserer Stadt zeigt, daß wir immer dann richtig mit der Bevölkerung vorangekommen sind, wenn wir die Erkenntnis vom rechten Gebrauch der Macht im Dienste der Werktätigen auf die immer bessere Befriedigung der materiellen, sozialen, kulturellen und sonstigen gemeinsamen Bedürfnisse der Bürger ausgerichtet hatten. Eingaben, Kritiken und Hinweise der Bürger zu den Entwicklungsaufgaben unserer Stadt gingen immer mehr von der Zuversicht in die Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft aus.

Jeder fünfte Bürger unserer Stadt ist in Kommissionen, Ausschüssen, Aktivs, Leitungsgremien der gesellschaftlichen Organisationen usw. tätig. Das ist zweifellos ein wichtiger Wachstumsprozeß im Bewußtsein unserer Menschen, der sich hier offenbart. Aber die Tatsache, daß wir trotz der Fortschritte eine bedeutend größere Effektivität unserer Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten bei der Gestaltung des entwickelten gesellschaftlichen Systems erreichen müssen, setzt der Arbeit in unserer Stadt neue Maßstäbe.

Die Bürger von Thale haben erkannt, daß die Schaffung von 1700 Neubauwohnungen, einer neuen Schule, eines neuen Lehrlingswohnheimes des VEB Eisenhüttenwerk, die Modernisierung der Straßenbeleuchtung, die Generalreparatur einer Reihe von Straßen eben dank der Politik der Partei und der Regierung und des Fleißes der vielen Menschen möglich wurden. Und so vereint sich eigentlich die Diskussion über unsere Verfassung mit dem Willen zur Tat für das, was morgen geschehen soll. Eine zukunftsfrohe Entwicklung, die den berechtigten Stolz auf das sozialistische Heimatgefühl immer weiter festigt. Als Mitarbeiter des örtlichen Staatsorgans wollen wir uns dabei stets des Vertrauens würdig erweisen.

Fotos: Zentralbild (2), Billeb

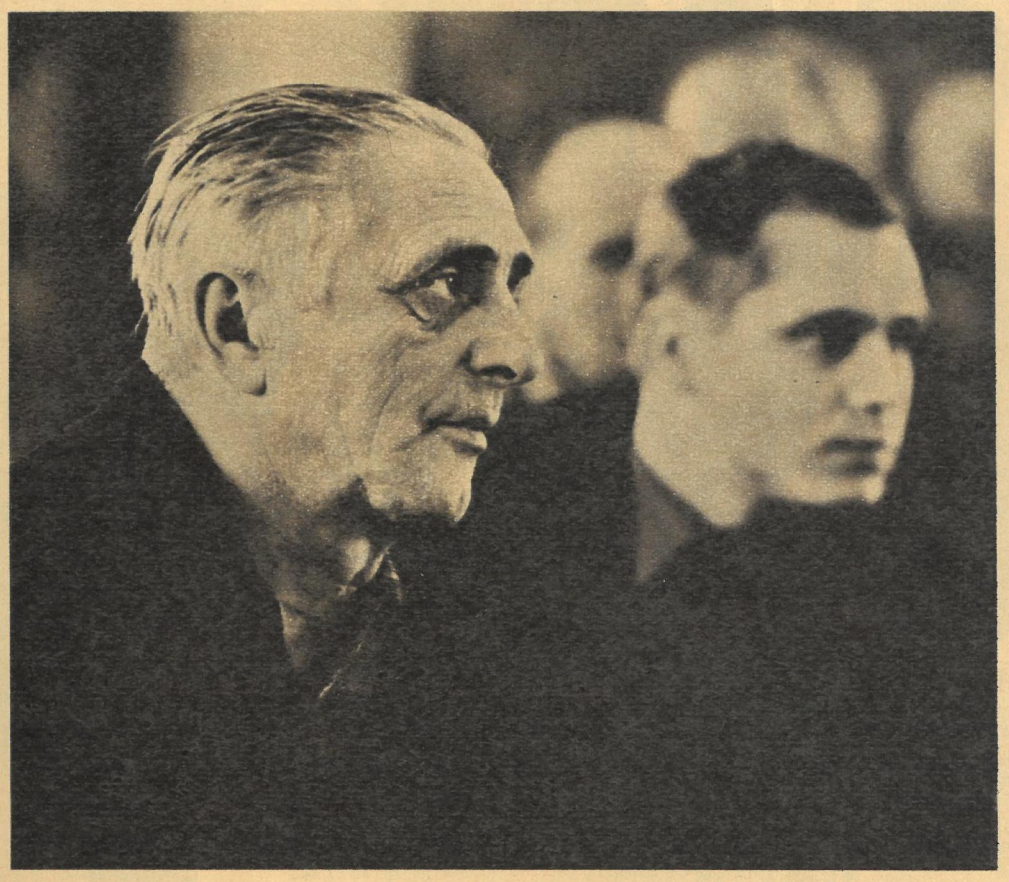


Thale, eines der schönsten Harzstädtchen, ist Industrie- und Kurort zugleich. Inmitten der waldreichen Umgebung liegt sein Herzstück, der VEB Eisenhüttenwerk (oben).
Nur wenige Schritte entfernt trifft man Urlauber, Touristen und Kurgäste, denn hier beginnen die Wanderwege.
Sie führen hinein in die Wälder, hin zu bekannten und sagenumwobenen Ausflugszielen, wie dem Hexentanzplatz und der Roßtrappe.
Mit zu den schönsten Erlebnissen gehört auch eine Wanderung durch das romantische Bodetal (links).

Mittwoch, 15.30 Uhr Verfassungs-diskussion mit Professor Dr. Ullrich

„Die neue sozialistische Verfassung zu einem Dokument des täglichen Lebens zu machen – das ist jetzt unsere Aufgabe", sagte Professor Dr. Ullrich (CDU) im Gespräch mit den Mitgliedern seiner Patenbrigade.

Die Verantwortung jedes einzelnen Brigademitgliedes für die Erziehung der Jugendlichen während der gemeinsamen Arbeit war ein Anliegen, das der Kollege Merkner zur Diskussion stellte.



Aufmerksam verfolgt der stellvertretende Brigadier des Kollektivs, Kollege Hoffmann, die Ausführungen des Zoodirektors. Seit dem Abschluß des Freundschaftsvertrages zwischen seiner Brigade und Professor Ullrich vor fünf Jahren hat der gegenseitige Meinungsaustausch zur Klärung vieler Fragen beigetragen.

... lautete der Anschlag am „Schwarzen Brett" der Schlosserwerkstatt des VEB Baukombinat Dresden. Warum ausgerechnet mit dem Dresdener Zoodirektor? Die Antwort ist recht einfach. Seit fünf Jahren trägt die Schlosserbrigade des VEB Baukombinat Dresden nicht nur den Namen „Prof. Dr. Wolfgang Ullrich", zwischen den Brigademitgliedern und dem Zoodirektor besteht seit dieser Zeit ein enges Freundschaftsverhältnis, entstanden aus vielen gemeinsamen Erlebnissen, Theaterabenden, politischen Diskussionen, Betriebsfeiern, Besuchen im Berliner Tierpark und natürlich im Dresdener Zoo. Daß die zwölf Schlosser Professor Dr. Ullrich baten, an ihrem großen Gespräch über den Entwurf der neuen Verfassung, zu dem sie auch alle anderen Arbeiter des Kombinats eingeladen hatten, teilzunehmen, war für die Brigade selbstverständlich. Professor Ullrich erwarb sich ihr Vertrauen, und seine Meinung hat bei den Brigademitgliedern großes Gewicht. Als er ihnen seine Eindrücke beim ersten Lesen des Entwurfes schilderte und ausführte, er sei besonders froh, daß die neue Verfassung prognostisch ist, daß „sie uns verpflichtet, ständig nicht nur für uns, sondern für die ganze Gesellschaft zukunftsbedingt zu denken", befand er sich in voller Übereinstimmung mit den anwesenden Arbeitern.

„Die Tragik in der deutschen Politik der Weimarer Zeit, daß die Politik nur von einer Minderheit bestimmt wurde, ist mit dieser Verfassung ein für allemal beseitigt; und es ist die Verpflichtung jedes einzelnen, diese neue Verfassung zu einem Dokument des täglichen Lebens zu machen und sich nie die Möglichkeit und das Recht nehmen zu lassen, das gesellschaftliche Leben mitzugestalten. Ich betrachte es als großes Glück, daß das Recht unserer Werktätigen auf umfassende Bildung in der neuen Verfassung einen so großen Raum einnimmt, denn eine allseitige Bildung öffnet uns allen Augen und Herz für die Schönheiten des Lebens", führte Professor Ullrich weiter aus.

Wie die Brigaden des Kombinats dieses in der Verfassung verbürgte Recht wahrnehmen können, bildete einen der Diskussionsschwerpunkte. „Die Erziehung unserer Brigademitglieder zu sozialistischen Persönlichkeiten ist eine unserer wichtigsten Aufgaben – und dabei wollen wir alle mithelfen", sagte der stellvertretende Brigadier der Schlosser, Kollege Hoffmann. „Den neuen sozialistischen Menschen zu erziehen ist keine Angelegenheit nur innerhalb der Brigade; das fängt in der Familie bei der Erziehung unserer Kinder an, und das verpflichtet uns auch, unsere Verantwortung gegenüber der jungen Generation noch umfassender wahrzunehmen. Wo könnten wir besser beginnen als bei unserer Patenklasse?" Diese Frage des Kollegen Hacker von der Transportbrigade gab den Anstoß, daß sich die Anwesenden in ihren Bildungs- und Kulturplänen unter anderem das Ziel stellen, mitzuhelfen, bei den Kindern die Liebe und die Achtung zur Arbeit zu wecken.

S. L.

Fotos: Friedemann

VOM GESTERN FÜR DAS MORGEN LERNEN

Besuch bei Herkules

Vorbei an der Ruine der sagenumwobenen Dudelskirche führt uns die Straße Schwarzenberg-Waschleithe zu drei weiteren bemerkens- und besuchenswerten Stätten dieses schönen Landstrichs. Im Tal des Oswaldbaches liegt das von einheimischen Schnitzern errichtete Miniaturerzgebirge „Heimateck". Gleich nebenan steht die Köhlerhütte, jener Ort, wo am 8. Juli 1455 Kunz von Kaufungens sächsischer Prinzenraub sein Ende fand. Wir aber wenden uns dem dritten interessanten Objekt zu, dessen Existenz oberirdisch nur ein kleines, unscheinbares Häuschen andeutet. Es ist „Herkules Frisch-Glück", eine Erzgrube, seit 1705 urkundlich bekannt und Teil jenes Bergbaues, der im Westerzgebirge schon seit dem 13. Jahrhundert betrieben wird.

„Herkules Frisch-Glück" war ein wechselvolles Schicksal beschieden. Sehr ergiebig scheint der Erzfluß hier nie gewesen zu sein. „Zubußzettel" ergeben jedenfalls, daß die Bergbaugewerkschaften (Gewerke) zwischen 1708 und 1719 sogar Geld zum Betrieb der Grube zahlen mußten. Ganze 200 Mark Silber wurden in dieser Zeit ausgebracht. Arsen, Silber, Brauneisenstein, Zinkblende und andere Erze sowie Marmor (!) wurden in den rund 200 Jahren in wechselnder Häufigkeit, mit teilweise primitiven Mitteln und unter schwersten Arbeitsbedingungen gefördert. 1916 erlag dann der Betrieb endgültig. Zwischen 1925 und Kriegsbeginn diente „Herkules Frisch-Glück" als Schaubergwerk, versehen mit allem Kitsch seiner Zeit bis hin zum Gartenzwerg. Leben und Arbeit der Bergleute spielten eine untergeordnete Rolle.

Von 1946 bis 1950 durchsuchte dann die Wismut-AG noch einmal systematisch alle alten Gruben, ließ aber den Betrieb wegen Unergiebigkeit bald auf. „Herkules Frisch-Glück" schien nun für immer im Dunkel der Untertagenacht zu versinken und mit ihr ein unersetzliches Stück Geschichte des Bergbaues und der Entwicklung der Produktivkräfte.

Aber verantwortungsbewußte Männer und Frauen, wie der Initiator von 1925 Kollege Egert oder der Staatsfunktionär Genosse Schmidt vom Rat des Kreises oder andere Mitglieder der Ständigen Kommission Kultur der gleichen Institution, rissen die Grube aus der Vergessenheit, erwogen ihren Erhalt und ihre Wiedereröffnung als Lehr- und Schaubergwerk.

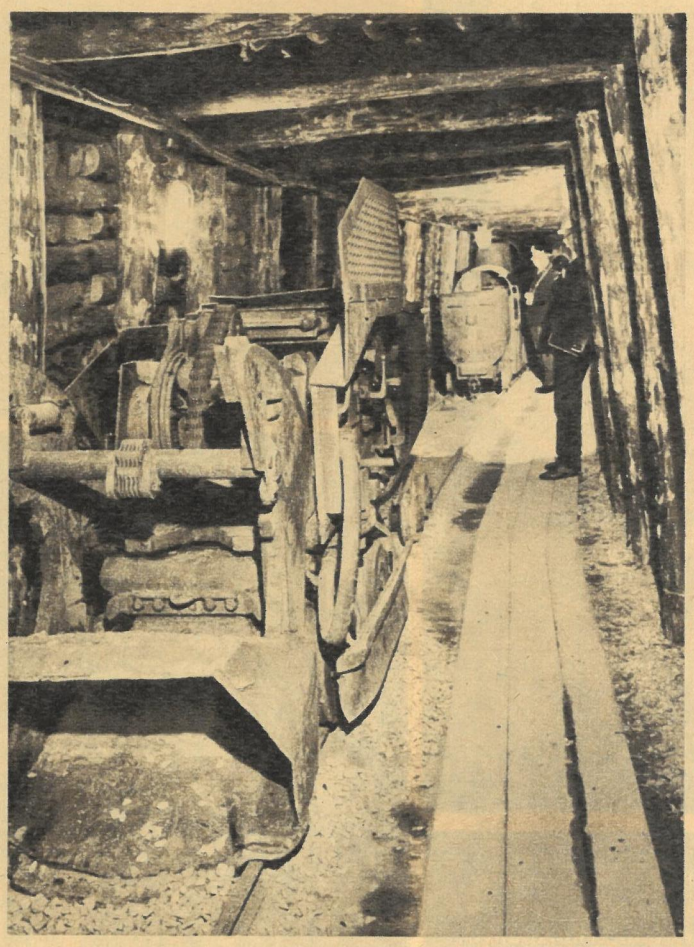
Die verständlichen Fragen des Rates, dem das Projekt zum Entscheid vorgelegt wurde, lauteten: „Gibt es denn im Moment wirklich nichts Wichtigeres? Wird

denn überhaupt etwas aus der Sache? Wer soll die Grube erhalten, und woher Geld dafür nehmen und wieviel?"

Berechtigte Fragen, getragen von der Verantwortlichkeit für das gesellschaftliche Leben Tausender Menschen. Die Antworten darauf könnten einem Lehrbuch über Verantwortungsbewußtsein unserer Bürger und ihrer Volksvertretungen und über unsere sozialistische Demokratie entnommen sein. Zunächst wurde der Rat zu einem „Lokaltermin" eingeladen, um sich an Ort und Stelle vom hohen geschichtlichen und geologischen Wert der Grube zu überzeugen. Gründliche Finanzierungspläne wiesen aus, daß es möglich ist, den Erhalt aus Lottomitteln und dem Volksvertreterfonds des Kreisrates zu bestreiten. Die um Unterstützung gebetene SDAG Wismut sagte durch Genossen Sepp Wenig Hilfe zu. Überzeugt von den Argumenten und der allseitigen Bereitschaft beschloß der Rat den Ausbau. Bergbaulehrlinge rückten an. Die Wismut, mit dessen Objekt 9 in Aue inzwischen auch ein Freundschaftsvertrag besteht, lieferte kostenlos ausgediente, aber für museale Zwecke geeignete Werkzeuge, Maschinen, eine E-Lok, stellte Material für den Ausbau zur Verfügung. Gleichzeitig begann eine fruchtbare Zusammenarbeit mit der Obersten Bergbehörde, die auch die entsprechenden Sicherheitsbestimmungen erarbeitete.

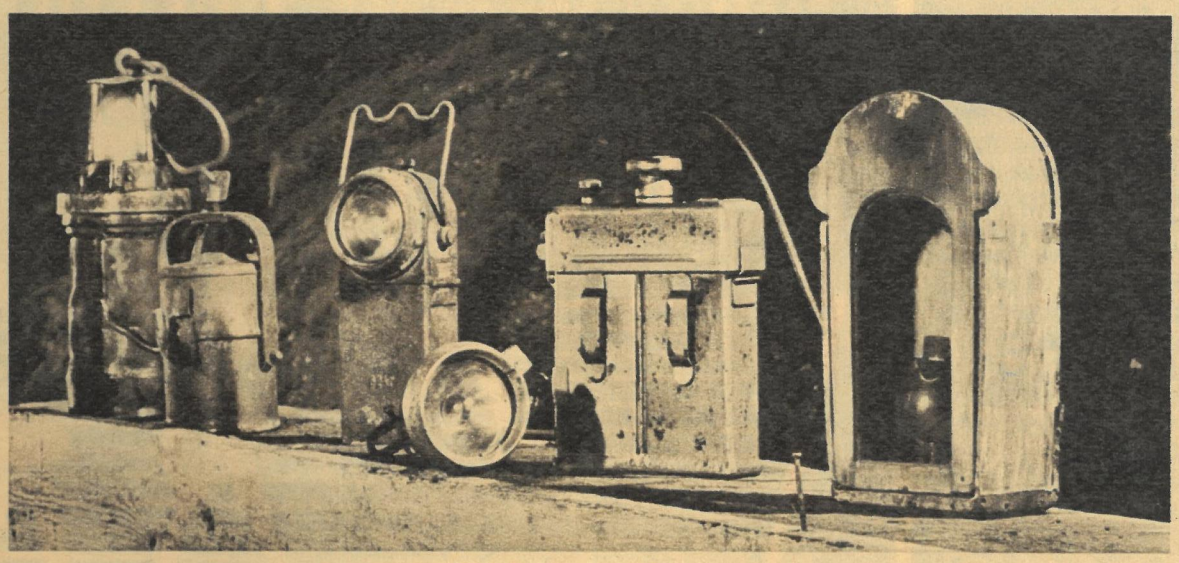
Am 26. Juni 1966, dem Eröffnungstag, waren unter und über Tage Werte von weit über 500 000 Mark erhalten oder neu geschaffen worden. Bis Ende 1966 hatten schon 22 000 Besucher „Herkules Frisch-Glück" in jeweils 75 Minuten guter, sachlicher Führung passiert. Im Dezember 1967 wies die Grubenleitung einen Überschuß aus den Einnahmen von 11 000 (elftausend) Mark aus, der auf Ratsbeschluß zur weiteren Rekonstruktion in der Grube verbleibt.

Werkzeuge aus zwei Jahrhunderten. Schlegel, Eisen, Erztrog, Kübel und kleiner Hunt im Bereich „Alter Bergbau" (oben) und Überkopflader, Hunt, E-Lok und verschiedene Typen von Bohrmaschinen im Bereich Wismut (rechts und links). Deutlicher läßt sich die Entwicklung im Bergbau wohl kaum dokumentieren. In „Herkules Frisch-Glück" werden nur Exponate gezeigt, die für den westsächsischen Erzbergbau charakteristisch sind. Dazu gehört auch die Lampensammlung (unten). Eine „Rolle mit Fahrung" (links), eine 100 Jahre alte Haspel und auf Schrifttafeln gut erklärte moderne Ausbaumethoden tragen neben hier geförderten Erz- und Marmorproben wesentlich zum besseren Verständnis bei.



Zehntausende besuchten schon die Grube, darunter auch Wismutkumpel mit ihren Frauen, und vor allem Jugendliche, die hier im Unterricht erworbenes Wissen vertiefen.

Auch Marmor, dem aus Carrara durchaus ebenbürtig, wie behauptet wird, wurde in „Herkules Frisch-Glück" gebrochen. Diese Marmorabbaue sind in Form großer Höhlen erhalten (Farbfoto), neben denen bis zu 40 Meter tiefe Seen in natürlicher Färbung phantastisch funkeln. Gewinnungs-, Spreng- und Fördertechnik sowie Markscheidekunde und Geologie werden auf engstem Raum anschaulich dargestellt. Die Grube liegt rund 100 Meter tief, wird über den sogenannten tonnenlägigen Schacht betreten und verfügt über 900 Meter öffentlich begehbare Stollen und Abbaue.



Haupt- und nebenamtliche Kräfte führen allgemein, für Fachleute und in Form von Exkursionen. Gegliedert ist dieses hervorragende und dennoch weiter ausbaufähige Untertagemuseum in drei Abschnitte: den mitteralterlichen Bergbau, den Bergbau um 1850 bis 1870, also in der Zeit der ersten industriellen Revolution, und den Wismutbergbau. Den Besucher erwartet eine wissenschaftliche Darstellung des Bergbaues auf wirtschaftlichem, sozialem, technischem und kulturellem Gebiet, eine Geschichte der Produktion und der Produktivkräfte über Jahrhunderte hinweg. Beispiel, das Schule machen muß. Aber die Industrie, VEB, VVB und Bezirkswirtschaftsräte müssen sich dazu auch endlich ihrer Verantwortung vor Vergangenheit und Gegenwart der technischen Entwicklung bewußt werden. Der Blick zurück schärft den Verstand für den notwendigen Blick nach vorn. Technische Denkmale n i c h t zu erhalten bedeutet, sich eines wichtigen Hilfsmittels beim Erlernen prognostischen Denkens zu berauben, abgesehen von der für uns alle bestehenden Verpflichtung, nationale Werte zu erhalten.

Eberhard Kottwitz

Fotos: Paul Friedemann

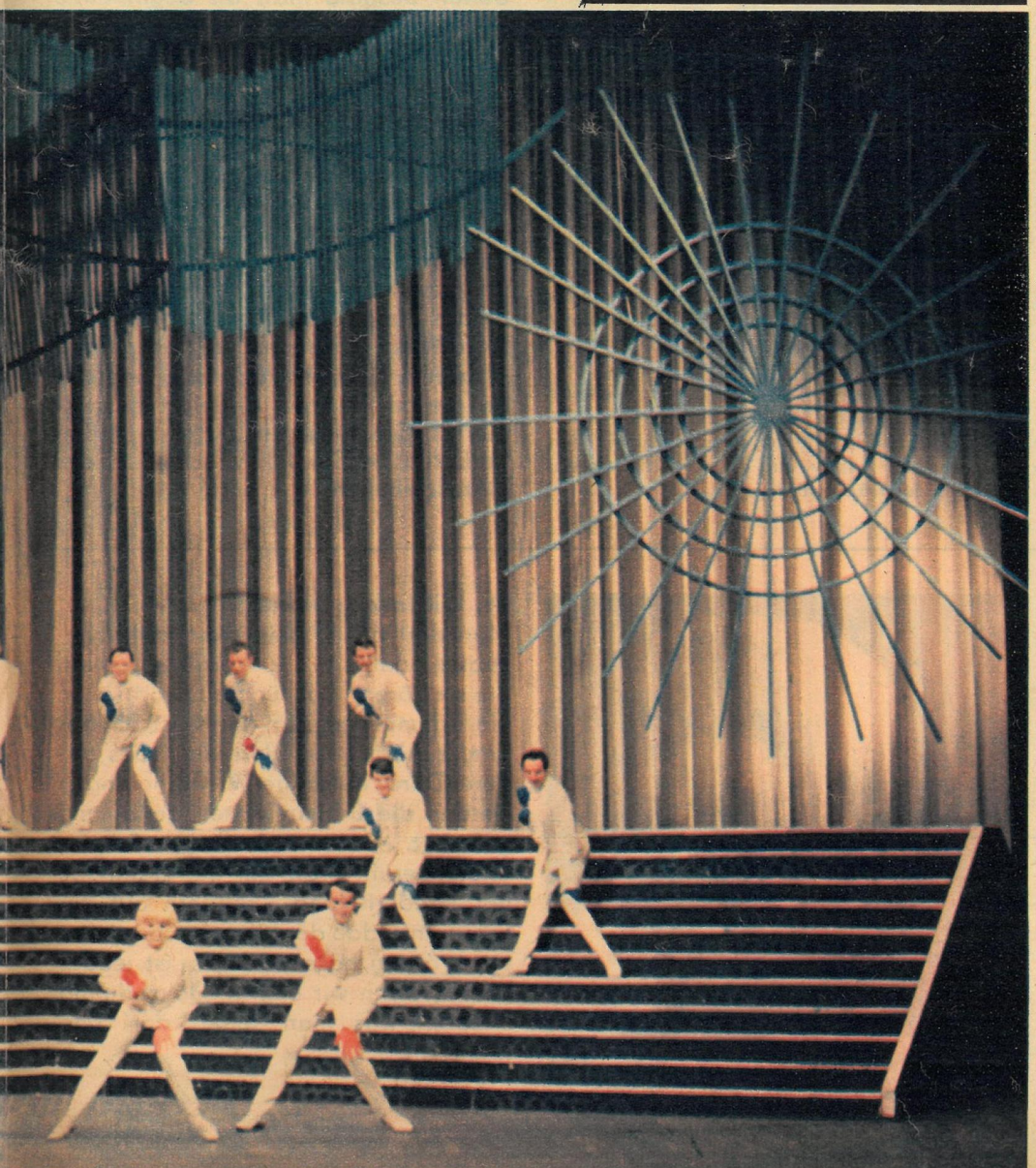
EINMALIG

Revue im Friedrichstadt-Palast. Was wär sie ohne Ballett? Ein schaler Cocktail. Bestimmt ein fades, farbloses Sammelsurium. So aber sind die Beinakteure des Berliner Weltstadt-Varietés Glanz und Höhepunkt, gewissermaßen optische Augenweide jeder Inszenierung. Zwischen Jonglieren und Balancieren, zwischen Manipulieren und Musizieren tritt allabendlich das Tanzensemble in Aktion, walzt und wirbelt über die Bühne, bis auch der untertemperierteste Antitänzer im Parkett seine helle Freude hat. Mal Rumba, mal Csárdás, mal Cancan, einmal in Hot, einmal in Sweet, dann wieder im Tarantella-, Charleston- und Paso-doble-Rhythmus. Die Repertoire-Palette der zweiundvierzigköpfigen Gruppe ist regenbogenbunt und weit, so daß selbst Chatschaturjans „Gopak" und Smetanas „Komödiantenaufzug" aus der „Verkauften Braut" nicht fehlen. Fachleute aus aller Welt bezeichnen gerade die Wandlungsfähigkeit des Varieté-Balletts als die große, unnachahmliche Stärke. Doch damit ist die Anziehungskraft des in Europa nachweisbar einmaligen Bühnentänzerkollektivs noch nicht vollständig erklärt. Die Faszination liegt eher in der Einheit von moderner Choreographie, Perfektion in der Ausführung und niveauvoller Deckungsgleichheit mit der Ausstattung und dem Bühnenbild.

Experten des internationalen Showgeschäftes, die sich kürzlich im Friedrichstadt-Palast umsahen, geizten nicht mit attraktiven Auslandsangeboten. Beinahe neidvoll gestanden sie Direktor Struck: Dieses Ensemble kann man überall unbesehen zu Gastspielen engagieren. Selbst in die Höhle der Varieté-Löwen nach Paris.

IN EUROPA

Gastspiele in Damaskus und Prag, Warschau und Beirut, Moskau, Bukarest und Budapest haben dem Friedrichstadt-Palast-Ballett auch beim ausländischen Publikum einen hervorragenden Namen verschafft. Wenn es auftritt, kann man jede Wette eingehen, daß an den Kassenschaltern das Wort Ausverkauft zu finden ist. Die Direktion könnte ohne weiteres für eine ganze Saison das Haus am Bahnhof Friedrichstraße schließen, um auf Gastspielreisen zu gehen. Soviel Einladungen liegen auf dem Schreibtisch von Varieté-Chef Struck. Die nächste Reise steht jedoch erst wieder im nächsten Jahr auf dem Plan. Aus Anlaß des 20. Geburtstages unserer Republik wird das Ensemble nach Moskau reisen.



Mal avantgardistisch, mal folkloristisch. In nicht mehr als sechzehn Stunden Probezeit muß Ballettmeisterin Gisela Walther Monat für Monat ein neues Programm einstudieren. Neben den Gruppentänzern stehen solch hervorragende Tanzsolisten wie Elke Rieckhoff, Rolf Pfannenstein, Siegfried Stolpmann und Eva Schirmer (Bild oben, von links) zur Verfügung. Besonderer Publikumszustimmung erfreuen sich immer wieder „Kalinka" (Bild unten), die „Polowetzer Tänze" (links außen), aber auch das jugendlich-sportliche Revueballett.

Text und Fotos: Helmut Raddatz

FRAGEN

Dr. Witzlack antwortet

zb Heft 5/1968

„Ich will aber nicht!"

Gabriele Dworski, Kleinmachnow, fragt:

Ich bin weder Pädagoge noch Psychologe, aber ich finde Dr. Witzlacks Erziehungsmethode gegen unmotivierte Trotzreaktionen drei- bis vierjähriger Kinder pädagogisch unvertretbar. Sein Ratschlag dürfte in diesem Falle genau das Gegenteil erreichen.

Das Beispiel der kleinen Manuela ist gut gewählt, und es ist auch richtig, bei diesen unbegründeten Trotzreaktionen weder allzu große Nachgiebigkeit auszuüben noch Gewalt anzuwenden. Das Verhalten der Tante ist jedoch falsch. Sie erpreßt das Mädchen, indem sie ihm für das Guten-Tag-Sagen ein Geschenk anbietet, das sie ihm sonst vorenthalten will.

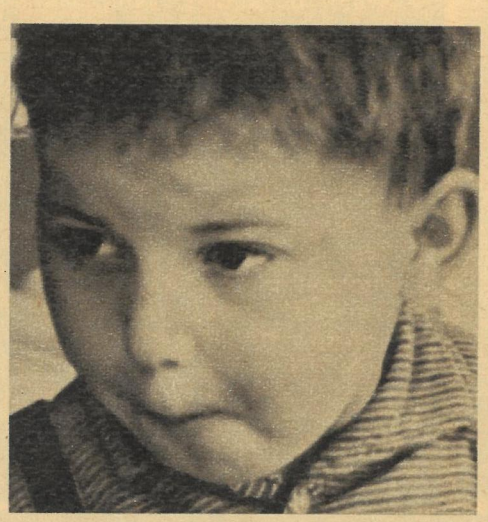
Die hier angenommene Reaktion Manuelas: „Ich will wieder artig sein, gibst du mir jetzt mein Paket?" dürfte kaum ehrlich von ihr gemeint sein. Daß das Kind so darauf reagieren wird, leuchtet ein – aber die Motive, die es für diese Handlung hat, werden eher negativ sein: der Drang, den unbekannten Gegenstand zu besitzen und die Tante dabei zu überlisten. Also sagt Manuela der Tante „Guten Tag" und erhält dafür das Paket. Ein sehr charakterfestes Kind könnte aber auch so reagieren: „Nun sage ich gerade nicht ‚Guten Tag'!" Der kindliche Wunsch nach dem Besitz des Geschenkes und die Neugier bleiben trotzdem, und so wird es böse auf Tante und Eltern, fühlt sich aber im Recht, wird dadurch noch bockiger. – Und womit wollte sich die Tante Manuelas Wohlwollen erkaufen, wenn sie einmal ohne Geschenk käme?

Aus der erstgenannten Reaktion Manuelas wird die Konsequenz entstehen, für Höflichkeiten oder kleine Handreichungen immer etwas zu verlangen. Oft hört man von Kindern, die man um eine Gefälligkeit bittet: „Und was bekomme ich dafür?" Ein offenes Zeichen für falsche Erziehung.

Natürlich muß ein Verhalten wie das der Tante nicht unbedingt diese negativen Auswirkungen haben, aber bei ständiger Ausübung dieser Methode kann sich kein positiver Charakter entwickeln.

Ich hätte Manuela zweimal aufgefordert, die Tante richtig zu begrüßen. Nach ihrer Weigerung hätte ich sie energisch gebeten, das Zimmer zu verlassen, und gesagt: „Du hast zwar Geburtstag, aber die Tante ist gekommen, um mit uns fröhlich zu sein und zu feiern, nicht um sich mit einem bockigen und ungezogenen Mädchen herumzuärgern. Wir können auch ohne dich lustig sein. Aber wenn du wieder ein artiges und nettes Kind bist, dich bei der Tante entschuldigst und ihr ‚Guten Tag' sagst, kannst du gern wieder hereinkommen. Wir werden uns dann mit dir freuen."

Es wäre Manuela sehr unangenehm, plötzlich von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Entweder würde sie sich gleich entschuldigen oder vorläufig noch bocken und das Zimmer verlassen. Da Kinder aber gern im Mittelpunkt des Geschehens stehen und außerdem neugierig sind, wird Manuela nach kurzer Zeit doch wieder ins Zimmer kommen, sich an Muttis



oder Vatis Stuhl stellen und murmeln: „Ich will wieder brav sein." Die Eltern werden ihr klarmachen, daß sie sich nicht bei ihnen, sondern bei der Tante zu entschuldigen hat. Zögernd und verschämt wird Manuela ihr Versäumnis der Tante gegenüber nachholen. Danach kann man so tun, als wäre nichts geschehen, um Manuela die Hemmungen, die neuen Trotz hervorrufen könnten, zu nehmen. Jetzt kann auch die Tante ohne großes Aufsehen das Geschenk überreichen. Manuela wird sich in Zukunft hüten, sich selbst in diese unangenehme Situation zu bringen.

Einiges an meiner Darstellung wird vielleicht unpräzise sein, da ich keine fachlichen Kenntnisse besitze. Ich glaube aber, daß mein Verhalten sich positiv auf die Entwicklung des Kindes auswirken würde.

Dr. Witzlack antwortet:

Ihr Brief, Fräulein Dworsky, hat mich sehr erfreut, weil Sie mit großem psychologischen Einfühlungsvermögen meine Hinweise zur Willenserziehung der Dreijährigen durchdacht und sich dazu eine eigene Meinung gebildet haben. Mir scheint jedoch, Sie sehen die aus dem Verhalten der Tante resultierenden Folgen zu sehr in der Sichtweise der Erwachsenen: Sie bezweifeln, daß Manuelas Gesinnungswechsel ehrlich gemeint ist, sprechen von charakterfesten Dreijährigen, befürchten, Manuela werde zukünftig für jede Höflichkeit eine Belohnung verlangen, und Sie fordern, Manuela müsse sich bei der Tante entschuldigen. Wäre Manuela wenige Jahre älter, bestünden Ihre Befürchtungen zu Recht, allerdings wären dann kaum derartige Reaktionen zu erwarten. Das Wesen der sogenannten Trotzphase besteht doch darin, daß die unangepaßten Verhaltensweisen meist plötzlich und völlig unmotiviert im dritten Lebensjahr auftreten und in der Regel innerhalb eines Jahres von selbst abklingen. Sie dürfen deshalb nicht als beginnende charakterliche Fehlentwicklung gedeutet und behandelt werden. Eine andere Sachlage ergebe sich, wenn Manuela zum Beispiel trotzig wird und mit den Füßen trampelt, weil sie das gute Geschirr nicht zum Spielen erhält. In diesem Falle wäre es falsch, den Verzicht noch zu belohnen. Dennoch sollte man versuchen, den Konflikt zwischen den Wünschen des Kindes und den Forderungen der Erwachsenen dadurch zu lösen, daß man dem Kinde ein Ersatzziel anbietet (in diesem Beispiel vielleicht ausrangiertes Geschirr), anstatt mit bloßen Verboten die Spielaktivität des Kindes einzuschränken.

Kraftausdrücke

G. Fleischer, Zittau, fragt:

Bekannte von uns haben einen fünfjährigen Sohn, der sich besonders vor fremden Erwachsenen oft daneben benimmt. Wahrscheinlich will er sich durch seine Kraftausdrücke in den Mittelpunkt rücken. Neulich war der Junge mit seinen Eltern bei uns. Er beschimpfte seinen Vater ohne jeden Anlaß ziemlich hart, unter anderem mit „blöder Hund". Zu Hause hat dann unser Bekannter seinen Sohn gezwungen, zehnmal ganz laut „blöder Hund" zu ihm zu sagen. Seine Begründung dafür: „Karsten muß sich abreagieren. Wenn ich ihn zwinge, seine schlechten Ausdrücke bewußt zu wiederholen, dann gewöhnt er sie sich am schnellsten ab."

Finden Sie diese Erziehungsmethode richtig?

Dr. Witzlack antwortet:

Man darf die Kinder nicht dafür bestrafen, daß sie die Wörter sprechen, die sie hören. Was für die Erwachsenen ein Schimpfwort sein kann, ist für das Kind zunächst ein Wort wie jedes andere. Durch derartige Wiederholungen werden die Schimpfwörter geübt und gefestigt. Der erzieherische Scheinerfolg beruht nicht auf der „Methode der Wiederholung", sondern auf der Erkenntnis, daß der Vater bei bestimmten Wörtern böse wird. Es ist jedoch besser, wenn wir dem Kinde geduldig erklären, was man sagen darf und was nicht.

Traum-erlebnisse

Horst Knopf, Leipzig, fragt:

Unsere Tochter ist erst dreieinhalb Jahre alt. Meine Frau und ich wissen nicht, wie wir dem Kind den Unterschied zwischen wirklichem Leben und Traumerlebnissen erklären sollen. Einmal weinte meine Tochter nachts im Schlaf und erklärte – noch schlafend –: „Die Mutti hat mir mein Eis aufgegessen!" Am Tage fing sie damit von allein wieder an. Meine Frau kaufte ihr schließlich ein Eis, und damit war die Gerechtigkeit wieder hergestellt. Dieser Eiseinkauf kann natürlich zu einem Präzedenzfall werden, denn immerhin wurde das Traumerlebnis nachträglich als Wirklichkeit sanktioniert. Kann man Kindern in diesem Alter überhaupt die Unterschiede zwischen Traum und Leben erklären? Oder ist es besser, damit noch zu warten?

Dr. Witzlack antwortet:

Selbst wenn Sie es wollten, dürfte es schwierig sein, Kindern dieser Altersstufe den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit zu erklären. Die Unterscheidung sollte jedoch vorbereitet werden. An Ihrer Stelle hätte ich gesagt: „Es stimmt nicht, was du sagst. Du hast geträumt. Aber wenn du so gern Eis essen möchtest" – dieses Bedürfnis liegt dem Traum zugrunde –, „werde ich dir welches kaufen."

Ich bin gern bereit, weitere Leseranfragen zu pädagogischen Problemen zu beantworten.

Fotos:
Junggebauer (2),
Beck,
Zentralbild

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und Kinder fassen nun mal alles an – solange sie es nicht kennen und niemand ihnen genaue Auskunft darüber gab. Deshalb sollte man nicht gleich furchtbar schimpfen, wenn das, was beispielsweise in der Nähe einer Schafherde „gefunden" wurde, als durchaus interessantes Spielobjekt angesehen wird.

Krimi-nal-fälle ohne Bei-spiel

TATSACHENBERICHT VON GÜNTER PRODÖHL

8

DAS PHANTOM MIT DER SPITZEN NASE

Seit Jahren war die Hamburger Kriminalpolizei vergeblich auf der Jagd nach einem raffinierten Bankräuber, der stets wie ein Phantom auftauchte, das Geld an sich riß und blitzschnell wieder verschwand. Bekannt war lediglich, daß der Mann eine auffallend spitze Nase haben sollte. Die erbeuteten Beträge gingen in die Hunderttausende. Als dann am 3. Januar 1966 der Räuber in der Oldenburger Landesbank Delmenhorst seinen ganz großen Coup landen wollte, konnte er durch das beherzte Eingreifen des Kassierers überwältigt werden. Der Verbrecher war endlich gefaßt, die Herren der Polizei aber verloren ihre Fassung. Den sie da gefesselt hatten, war nämlich ein Kollege: Polizeimeister Hugo Alffke aus Hamburg. Diese große Blamage war die Hamburger Kripo natürlich bestrebt so klein wie möglich zu halten, und Kripochef Land war plötzlich der Meinung, Alffke könne unmöglich das gesuchte „Phantom Spitznase" sein. Als er dann noch betonte, Alffke hätte überhaupt keine spitze Nase, platzte Oberkommissar Räthe der Kragen:

„Nun lassen Sie doch bloß endlich mal Ihre unsinnige Spitznase aus dem Spiel. Das ist eine Erfindung der Presse, mit der die Menschheit verrückt gemacht wurde. Ob der 'ne spitze oder 'ne Knollennase hat, ist doch völlig Wurscht. Ob ein einzelner Täter jahrelang Banken ausgeraubt hat ist wichtig, und nicht, was er dabei für 'ne Nase im Gesicht trug ..."

Zwei jüngere Kriminalbeamte traten ins Zimmer. Sie hatten in der Hamburger Wohnung des Polizeiwachtmeisters Alffke eine erste Haussuchung durchgeführt. Das vernichtende Ergebnis breiteten sie nun vor dem Polizeipräsidenten aus: Einen Koffer voller gefälschter Autokennzeichen, mit denen die bei den Überfällen verwendeten Kraftfahrzeuge getarnt worden waren; einen Stoß Stadtpläne, in denen die heimgesuchten Bankfilialen eingezeichnet standen; zwei Pistolen, ein Gewehr und erhebliche Mengen Munition. Dazu legte der Kriminalsekretär einen Kaufvertrag über ein Einfamilienhaus im Werte von 95 000 Mark, den Alffke am 8. August 1965 mit der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft der Evangelischen Kirche GmbH abgeschlossen hatte, sowie einen Packen Rechnungen für einen Volkswagen, einen Campinganhänger, einen Pelzmantel, ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, eine Polstergarnitur und diverse andere teure Gegenstände in einem Gesamtbetrag von 37 500 Mark.

Allen Hoffnungen, Hugo Alffke könnte nur ein unbedeutender Anfänger der Bankräuberei sein, war damit ein Ende gesetzt. Die Polizeiführung mußte sich darauf einrichten, daß ihr langgedienter Beamter, der fast zwanzig Jahre das Symbol vom Freund und Helfer des Bürgers verkörpert hatte, einer der gefährlichsten Verbrecher der Bundesrepublik war.

„Wußte die Frau von den Überfällen?" fragte Oberkommissar Räthe die beiden Kriminalbeamten, und: „Haben Sie denn keine größeren Geldbeträge entdeckt?"

Nur ein paar hundert Mark hatten die Beamten gefunden, aber nicht beschlagnahmt, weil sie nach Angabe der Ehefrau ihr Haushaltsgeld waren. Die Frage, ob Frau Alffke von den Raubzügen ihres Mannes gewußt hatte oder gar an ihnen beteiligt war, ließen sie offen. „Uns gegenüber bestritt sie, davon gewußt zu haben. Aber sie war nicht weiter überrascht und sagte auch, eigentlich habe sie so etwas schon lange erwartet. Ihr Mann habe über so viel Geld verfügt, daß irgend etwas nicht stimmen konnte."

„Dann werden wir sie auch festnehmen. Sie muß doch am ehesten wissen, wo die Hunderttausende geblieben sind", sagte der Oberkommissar und gab seinen Männern einen Wink, die Ehefrau des Polizeigangsters zu holen.

Dem Polizeipräsidenten Dr. Frenzel waren andere Dinge wichtiger. „Wozu die Affäre noch mehr aufbauschen? Wir müssen sie 'runterspielen. Lassen Sie die Frau erst mal in Ruhe, und kümmern Sie sich jetzt um Alffke. Fahren Sie gleich nach Delmenhorst, und versuchen Sie mit ihm zu sprechen."

Oberkommissar Räthe war lange genug im Amt, um den diskreten Hinweis seines Chefs, die Affäre 'runterzuspielen, auch ohne ausführliche Erläuterungen zu verstehen. Er fuhr noch am gleichen Vormittag nach Delmenhorst und erreichte es auch, obgleich die Beamten des Landeskriminalamtes Niedersachsen dafür zuständig waren, Hugo Alffke als erster informatorisch vernehmen zu dürfen. Welcher Erfolg ihm dabei beschieden war, kann man heute noch in den Berichten der Tageszeitungen nachlesen.

„Hamburger Polizeimeister noch nicht vernehmungsfähig!",

„Bankräuber noch nicht vernehmungsfähig!",

„Bankräuber Alffke wird in drei Tagen verhört", lauteten die Überschriften, mit denen den Lesern erst mal weisgemacht wurde, daß Hugo Alffke durch die ihm bei seiner Festnahme widerfahrene Behandlung der Bankangestellten vermutlich einen Schädelbasisbruch und eine sehr gefährliche Augenverletzung erlitten habe. Zwei Tage später hieß es dann nur noch, er habe lediglich ein paar Platzwunden und einige Hautabschürfungen davongetragen. Offiziell vernommen wurde er aber immer noch nicht. „Er soll sich erholen, bevor wir ihn vernehmen, sagte die Staatsanwaltschaft ..." hieß es im „Hamburger Abendblatt", das gleichzeitig mitteilte, Alffke werde erst Anfang nächster Woche aus dem Gefängnislazarett ins Untersuchungsgefängnis Oldenburg überführt und dort eingehend zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen gehört werden.

Denn noch immer wollten die Presse und vor allem die erregte Öffentlichkeit wissen: „Ist Polizist Alffke der Gangster Spitznase?", wie es die Stuttgarter Zeitung am 5. Januar 1966 formulierte.

Mit der Antwort auf die Fragen, ob der Mann aus der Pförtnerloge des Hamburger Polizeipräsidiums in den letzten vierzehn Jahren mehr als ein halbes Hundert Geldinstitute überfallen und dabei eine dreiviertel Million Mark erbeutet hat, ob er dabei zwei Menschen mit seinem Dienstrevolver schwer verletzt und einen Postbeamten getötet hat, ließen Polizei und Staatsanwaltschaft sich zunächst Zeit, warteten in Ruhe seine Genesung ab, wie der „Telegraf" am 6. Januar 1966 schrieb.

Daß Oberkommissar Räthe den Bankräuber am 3. und 4. Januar jeweils mehrere Stunden im Gefängnislazarett Lingen informatorisch vernommen, Kriminaldirektor Dr. Land am Vormittag des 5. Januar noch einmal anderthalb Stunden auf ihn eingeredet hatte, meldete indessen keine Zeitung. Das war erst zwei Monate später im Prozeß vor dem Schwurgericht Oldenburg zu erfahren, ging aber in der Eile der nur zehn Stunden dauernden Verhandlung unter.

Nachdrücklich dementierte dafür schon im vornherein die Pressestelle des Hamburger Polizeipräsidiums am 4. Januar alle Pressemeldungen, daß Alffke mit dem geheimnisvollen Bankräuber „Spitznase" identisch sein könnte, und stellte fest, „Spitznase" sei eine reine Erfindung der Presse. Alffke könne nicht „Spitznase" sein, weil es diesen Mann nie gegeben habe.

Von Oberkommissar Räthe und Kripochef Dr. Land entsprechend präpariert, verlangte Hugo Alffke am Nachmittag des 5. Januar 1966 plötzlich nach Papier und Kugelschreiber, um ein vorfristiges Geständnis abzulegen. „Ich bin nicht ‚Spitznase', ich habe nie geschossen, und ich hatte auch keine Komplizen. Ich ging immer allein", schrieb er als Präambel, führte danach neun geglückte Überfälle und den in Delmenhorst mißglückten Raubversuch als Summe seiner Bankräuberkarriere auf und gab als Beute 240 000 Mark an.

Der Zweck dieses überraschenden Geständnisses war eindeutig. Zehn ehrlich zugegebene Raubüberfälle machten einen guten Eindruck. Sie verniedlichten seine Schuld nicht, erlaubten ihm aber zugleich, vierzig oder fünfzig andere Verbrechen mit doppelt so großer Beute und viel schlimmeren Folgen unter den Tisch fallen zu lassen. Wer wollte, konnte jetzt sagen: Dieser altgediente Polizist ist auch als Verbrecher noch ein anständiger Kerl geblieben. Geklaut hat er zwar, aber niemand etwas zuleide getan. Er steht für seine Taten ein, das muß man ihm schließlich hoch anrechnen. Als am nächsten Tag gar seine Frau im Hamburger Polizeipräsidium erschien und 58 750 Mark auf den Tisch des Raubdezernates legte, die Ehemann Hugo im Hauskeller unter den Winterkohlen versteckt hatte, da war es um den lädierten Ruf der Polizei gar nicht mehr so schlecht bestellt. Im Grunde genommen sind Polizisten doch bis auf die Knochen ehrlich und anständig, selbst noch als Gangster, las es sich nun in den Zeitungen.

„Bankräuber Alffke war doch nicht ‚Spitznase'", hieß es am 9. Januar in der „Welt am Sonntag"; „Bankräuber Alffke ist kein Mörder" in der „Frankfurter Allgemeinen"; „Bankräuber Alffke schämte sich" im „Abend" und „Alffke hätte nie geschossen" in Springers „Bild". Aus dem „Phantom Bankräuber Spitznase" wurde im „Stern" „ein stiller, feiner deutscher Gangster", und die „Quick" zeichnete in einem Fortsetzungsbericht unter dem Titel „Gangster und Pantoffelheld" das Bild eines biedermännischen Familienvaters, der daheim brav den Fußboden schrubbte, die Wäsche wusch und nur die Banken beraubt hatte, weil er mit seinem dürftigen Polizistengehalt die Wohlstandsgelüste seiner Frau und seiner Tochter nach Haus, Auto, Pelzmantel und standesgemäßer Aussteuer nicht befriedigen konnte.

Polizei und Staatsanwaltschaft waren dann auch mit diesem freundlichen Imago ihres schwärzesten Schafes vollauf zufrieden und unterließen in der Folge alles, ihm über die eingestandenen Überfälle hinaus weitere Verbrechen nachzuweisen. In einem Schnellverfahren ohnegleichen wurden die polizeilichen Ermittlungen abgeschlossen und Anklage erhoben. Fälle ähnlichen Ausmaßes werden bei der Überbelastung der westdeutschen Justiz mit Strafsachen in der Regel erst zwei Jahre und noch länger nach ihrer Aufdeckung vor Gericht angeklagt, bei Alffke dauerte es noch nicht einmal zwei Monate. Am 2. März schon fand vor der ersten Strafkammer des Landgerichts Oldenburg der Prozeß gegen Alffke statt, der ganze zehn Stunden dauerte. Wie er durchgeführt wurde, beschreibt die Stuttgarter Zeitung vom 3. März 1966:

Während der Gerichtsvorsitzende im Eiltempo Fall um Fall zur Sprache brachte und kaum noch die wichtigsten Tatbestandsmerkmale erörterte, beschränkte sich Alffke hauptsächlich darauf, nur ergeben zu nicken und mit

einem beflissenen „Ja“ oder „Jawohl“ zu antworten. „Sie stahlen also wieder einen Opel-Rekord und fuhren damit bis in die Nähe der Bank?“ – „Ja, so war es!“ – „Trugen auch wieder eine Pistole bei sich, als Sie die Bank betraten?“ – „Ja, richtig.“ – „Pistole war geladen und entsichert, ja?“ – „Stimmt.“ – „Sprangen wie üblich mit einem Satz über den Tresen?“ – „Jawohl!“ – „Bedrohten den Kassierer mit der Pistole und forderten Geld?“ – „Jawohl.“ – „Hätten aber nicht geschossen, wenn Ihnen der Kassierer nicht das Geld überlassen hätte?“ – „Ja, natürlich!“ – Zum ersten Male hob der Vorsitzende den Kopf aus der Akte. „Was, ja, natürlich? Hätten Sie nun geschossen oder nicht?“ – „Natürlich nicht.“ – „So, na schön.“

Eine knappe Stunde nur dauerte Alffkes Vernehmung zur Person und zu den angeklagten Raubüberfällen. Nicht einmal wurde er gefragt, ob er noch mehr solcher Überfälle begangen habe. Nicht ein einziges Mal erkundigte sich der Richter beim Staatsanwalt, ob von der Kriminalpolizei in dieser Hinsicht Ermittlungen angestellt wurden. Die ganze Beweisaufnahme wurde in einem Tempo heruntergehaspelt, als wollte man Alffke keine Zeit zu abschweifenden Erklärungen lassen.

So geständnisfreudig sich der angeklagte Räuber und Gendarm bei diesen Fragen auch zeigte, so sehr kam er doch ins Stottern, als einer der Schöffen ausführlichere Angaben über den Verbleib der erbeuteten Gelder hören wollte. Selbst bei den wenigen ihm noch vorgeworfenen Raubüberfällen hatte er ja eine Viertelmillion Mark eingeheimst und davon nach den in seiner Wohnung gefundenen Unterlagen kaum mehr als 100 000 Mark ausgegeben. Abzüglich der von seiner Frau zurückerstatteten 58 000 Mark aus dem Kohlenkeller blieb also immer noch eine Differenz von fast 100 000 Mark, die ja irgendwo geblieben sein mußten!

Die Eilzugsgeschwindigkeit des Verfahrens geriet plötzlich ins Stocken. „Tja“, meinte Alffke nach längerem Überlegen. „Darüber hab ich auch schon oft nachgedacht. Ich krieg's heute beim besten Willen nicht mehr zusammen. Das Leben ist ja auch jedes Jahr teurer geworden, da ging das Geld weg, daß man es manchmal kaum merkte.“ Damit gab sich das Gericht schließlich zufrieden.

Ein Quell der Heiterkeit war für die Oldenburger Zuhörer auch das Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen, der darüber zu urteilen hatte, ob Alffke seine Taten etwa im Zustand geistiger Umnachtung ausgeführt haben könnte. Geradezu verzückt pries der Professor der forensischen Psychiatrie, daß ihm dies seit langem mal ein Fall war, in dem selbst ein Psychiater nichts Defektes an einem Menschen entdecken konnte. Keinerlei Labilitäten, keine manischen Depressionen, nicht das leiseste Anzeichen für eine auch noch so kleine Meise unter dem Pony hatte er gefunden. Nicht einmal im Kindesalter war Alffke mit dem Roller gegen eine Laterne gefahren, woher eventuell ein Dachschaden herrühren könnte. Auch bei den Vorfahren gab es keine Kriminellen, nur ehrliche Leute. „Er ist geistig wie körperlich so ungewöhnlich gesund, daß jede Polizei der Welt ihn mit Freuden aufnehmen würde“, schloß er voller Begeisterung über die physische und psychische Konstitution Hugo Alffkes sein Gutachten und befand ihn für alle seine Taten voll verantwortlich. Erst auf eine Zusatzfrage des Verteidigers Dr. Dr. Reuter gab er noch eine Erläuterung, weshalb wohl ein in festem Beamtensold stehender, zuvor kriminell nie in Erscheinung getretener Polizeimeister solch abwegiger Taten fähig sein könne:

„Alffke wollte ohne große Anstrengung reich, wie er mir wörtlich sagte, Millionär werden. Das ist weder abwegig noch gar pathologisch im Sinne des Paragraphen 51. Das wollen ja alle Menschen heute bei uns!“

Diese allen Zuhörern im Oldenburger Gerichtssaal sofort einleuchtende Motivierung der Notwendigkeit von Banküberfällen machte sich dann auch das Gericht zu eigen, als es Hugo Alffke in später Abendstunde zu zwölf Jahren Zuchthaus, zehn Jahren Ehrverlust, Entzug des Führerscheins auf Lebenszeit und Stellung unter Polizeiaufsicht verurteilte, was im Saal noch einmal glucksendes Gelächter auslöste.

Alffke nahm den Spruch des Landgerichts mit der gleichen stumpfsinnig-freundlichen Miene auf, mit der er während des Dienstes in seiner Pförtnerloge die Besucher des Polizeipräsidiums empfangen und an arbeitsfreien Tagen mit seiner Dienstpistole in den Bank- und Sparkassenfilialen Norddeutschlands zur Kasse gebeten hatte. Verwundert war er nur, daß ihm der Führerschein auf Lebenszeit entzogen wurde. Der Gerichtsvorsitzende erklärte es ihm bereitwilligst: „Weil Sie einen Teil Ihrer Straftaten mit dem Auto ausgeführt, Ihren Führerschein also als Tatwerkzeug benutzt haben. Nach der Strafprozeßordnung sind aber Tatwerkzeuge vom Gericht für immer einzuziehen.“ Das war aber auch das einzige, was Hugo Alffke in diesem Gerichtsverfahren gewundert hatte. Mit dem Urteil konnte er ebenfalls zufrieden sein. Wäre die wirkliche Anzahl seiner Verbrechen ermittelt worden, hätte ihn das Gericht an diesem 2. März des Jahres 1966 zu lebenslangem Zuchthaus verurteilen und nicht nur den Führerschein, sondern noch wenigstens eine halbe Million Mark erbeuteter und auf die Seite gebrachter Bankgelder einziehen müssen. So aber „verdient“ Alffke während der zwölf Jahre im Zuchthaus, wenn er sie überhaupt voll verbüßen muß, jeden Monat mehr als sein Polizeipräsident Gehalt bekommt. Nämlich 3472,22 Mark netto. Die Beute aus Verbrechen, die ihm nicht angekreidet wurden, kann ihm nach seiner Entlassung niemand mehr streitig machen.

Versonnen sagte neben mir ein Justizwachtmeister, als die Verhandlung beendet war und Alffke aus dem Gerichtssaal geführt wurde, zu einem Kollegen: „Müßte man wissen, wo der die Kohlen verbeutelt hat. Das wär' 'ne Sache . . .“

Fortsetzung folgt

Der Mann aus der Polizei-Pförtnerloge – ein raffinierter Bankräuber.

Wußte Frau Alffke von den „Kassenschlagern“ ihres Ehemannes?

Harmlos trat Alffke an den Schalter, um dann mit einem Satz über den Tisch zu springen.

Kostbarer Kellervorrat: 58 000 Mark wurden unter den Winterkohlen hervorgeholt.

KUWEIT

Feuerzeuge im Tresor

Meine erste Begegnung mit Kuweit wurde bereits zu einem aufregenden Erlebnis. Die Sonne war schon lange am Horizont verschwunden, als unser Auto den mitten in der Wüste liegenden Grenzkontrollpunkt erreichte. Halb geblendet von Tausenden von Watt, die aus mehreren Scheinwerfern das Gelände wie eine Theaterbühne anstrahlten, blickte ich verblüfft auf eine bunte, turbulente Menschenmenge, die sich der Zollkontrolle unterziehen mußte. Nirgends sah ich Zöllner emsiger als hier. Jeder Koffer, jede Tasche, jedes Auto wurden gründlich durchforscht. Der junge Staat hat offenbar gewichtige Gründe, sich vor der Einfuhr bestimmter Produkte zu schützen. Vor allem eine Frage tauchte immer wieder auf: Alkohol? In Kuweit herrscht strenges Alkoholverbot. Interessiert beobachtete ich, wie die eifrigen Beamten mit kleinen scharfen Eisenspießen sogar in Konservendosen bohrten. Beim Verlassen des Landes gab es übrigens keine Zollkontrolle.

Eine Stunde ging es dann noch weiter durch die warme, sternenklare Finsternis nach der Hauptstadt, die ebenfalls Kuweit heißt. Von Zeit zu Zeit wurde die Dunkelheit von riesigen Flammen gespenstisch erhellt. Abgefakkeltes Erdgas. Es war unverkennbar, wir befanden uns im Reiche des Erdöls – des „Petrol", wie die Araber sagen.

Die Hauptstraßen im Zentrum der Stadt Kuweit vermitteln den Eindruck einer durch die Ölkonjunktur hochgeschossenen Wirtschaftsmetropole. Ausgesprochen malerisch wirken dagegen die Männer in weißen Gewändern mit ihren Kufeés, den gut vor der Sonne schützenden Kopftüchern. Die meisten Frauen leben nach traditioneller Art noch sehr zurückgezogen. Trotzdem trifft man hin und wieder auch selbstbewußte Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, die es offenbar ablehnen, heute noch nach mittelalterlich anmutenden Vorstellungen zu leben.

Bäume und Grünanlagen haben es schwer. Schließlich durchquert das Land kein einziger Fluß, und Regen kennt man nur aus Film und Fernsehen. Ich erfuhr allerdings, daß trotzdem seit einigen Jahren kostspielige Kampagnen geführt werden, um mehr Grün in das Leben der Menschen zu bringen. Die Grundlage bietet seit 1953 eine riesige, komplizierte Anlage, in der das salzige Meerwasser in Süßwasser verwandelt wird. Es ist das größte Wasserwerk dieser Art in der Welt, und dieses Wasser schmeckt nicht schlecht.

Unter den arabischen Ländern nimmt Kuweit deutlich eine Sonderstellung ein. Nach sechzigjähriger britischer Herrschaft erhielt es vor etwa sieben Jahren seine formale politische Unabhängigkeit. Doch der Aufschwung begann für das Land schon 1946, als die großzügige Erschließung der riesigen Erdölvorkommen ihren Anfang nahm. In diesem Jahr starb die Zeit der Schwammtaucher und Perlenfischer, der Bastonaden und des finsteren Elends. Rasch entwickelte sich Kuweit zum viertgrößten Erdölproduzenten der Welt. Aus verschiedenen Gründen – die Löhne sind zum Beispiel im Vergleich zu denen der USA sehr niedrig – ist das kuweitische Erdöl zur Zeit das billigste der Welt. Es bringt also den ausländischen Monopolen einen besonders hohen Extraprofit. Eine nationale und fünf fremde Ölgesellschaften teilen sich in die Ausbeute. Trotz des Widerstandes der internationalen Konzerne beginnt sich auch eine nationale kuweitische Erdölverarbeitungsindustrie zu entwickeln.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß der Wüstenstaat am riesigen Ölgeschäft seinen Anteil hat, und diesen in das Verhältnis zur geringen Einwohnerzahl von knapp einer halben Million setzt, dann läßt sich auch der relativ hohe Lebensstandard erklären. Großzügige Volksbildung und Gesundheitsfürsorge sowie günstige Kredite für den Wohnungsbau sind einige der sozialen Vorteile. Kein Wunder, daß viele Bürger der Nachbarstaaten es als das große Los betrachten, wenn es ihnen (zum Teil illegal) gelingt, nach Kuweit einzuwandern.

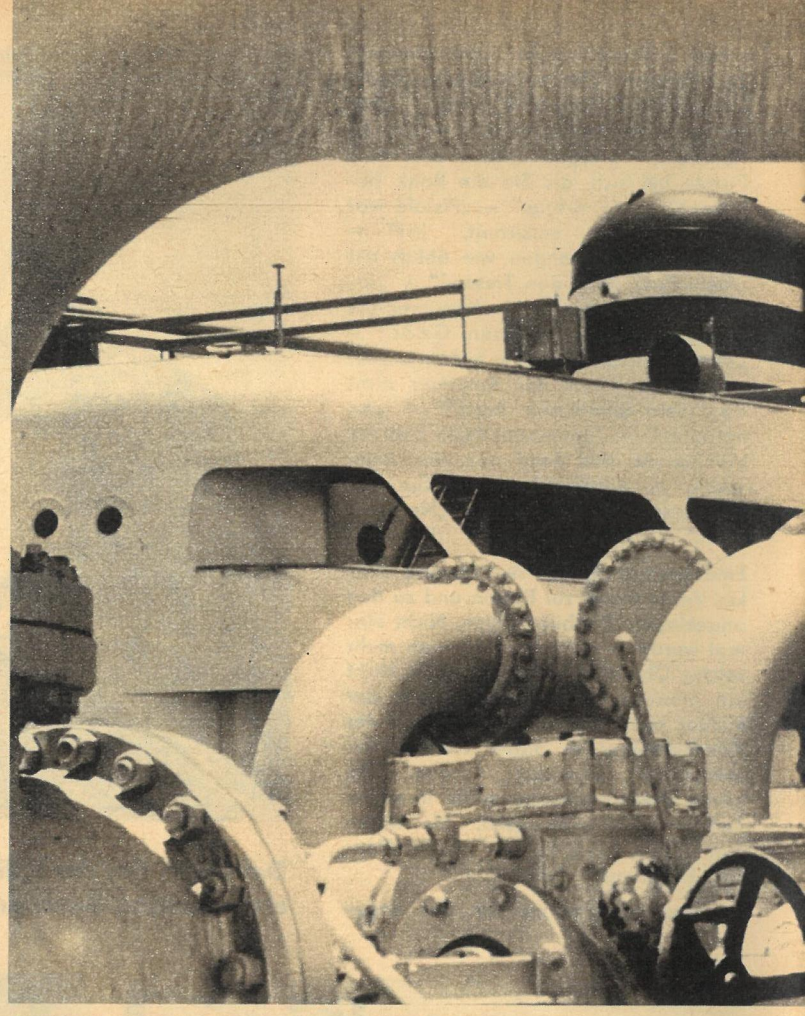
Doch die innenpolitischen Verhältnisse bergen Widersprüche. Als ich in der Unterhaltung einmal das Wort „Gewerkschaft" erwähnte, reagierte mein Gesprächspartner mit ängstlicher Abwehr. Außenpolitisch vertritt das Emirat Kuweit den Standpunkt der positiven Neutralität. Es unterstützt die Abrüstung, das Verbot der Atomwaffen und ist auch an Beziehungen zur DDR nicht uninteressiert. Mit den durch Israel bedrohten arabischen Staaten fühlt sich Kuweit in brüderlicher Solidarität eng verbunden. So zahlt es zum Beispiel an die VAR regelmäßig einen Betrag als Hilfe, um die Verluste, die durch die Sperrung des Suezkanals entstanden, auszugleichen.

Da sich hier alles um das „Petrol" dreht, lag also nichts näher, als mit dem schwarzen Gold Bekanntschaft zu machen. Auf Einladung des Informationsministeriums rollte ich mit einigen Kollegen deshalb neunzig Minuten nach dem Ölzentrum Al Ahmadi. Kurz vor den ersten Industriegiganten mußten wir an einer rot-weiß gestreiften Barriere stoppen. Ein bewaffneter Soldat streckte seine Hand zum Autofenster herein und bat um unsere Feuerzeuge und Streichhölzer. Er hatte sie bis zu unserer Rückkehr in sicheres Gewahrsam zu nehmen. Weiter führte der Weg an silbern blitzenden Chemieanlagen vorbei. Vom Öl war natürlich nichts zu sehen, denn das Elixier der modernen Wirtschaft fließt durch riesige Rohre. Es wird in gewaltigen Tanks gespeichert und von dort auf Schiffe gepumpt.

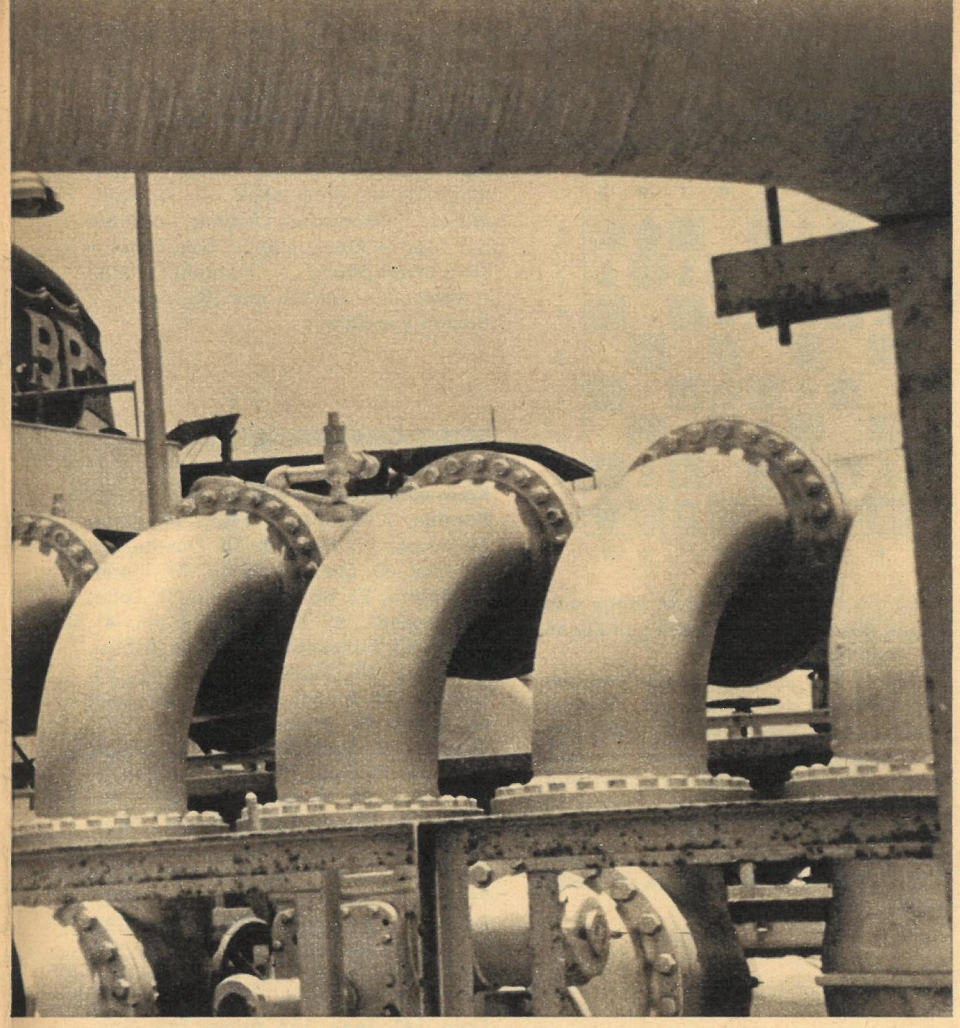
Besonders erwähnenswert ist die etwa zwei Kilometer ins Meer hinausragende Ölpier. Am Ende dieser auf Pfählen montierten Straße verließen wir den Wagen und genossen von der künstlichen Halbinsel aus den Blick auf das klarblaue Meer. Bis zu zehn Schiffe legen hier in der Regel an, um das Öl in ihre Bäuche zu saugen. Vor uns hatte gerade ein Tanker festgemacht. Schwitzend und müde schauten einige Matrosen von der Reling. „Wir haben jetzt einundfünfzig Grad im Schatten", bemerkte unser Dolmetscher. – „Im Schatten?" Mit saurer Miene blickte ich umher: „Ja, zum Teufel, wo ist denn welcher?"

Hans Ullrich

Fotos: Autor (3), Fenyes (3)



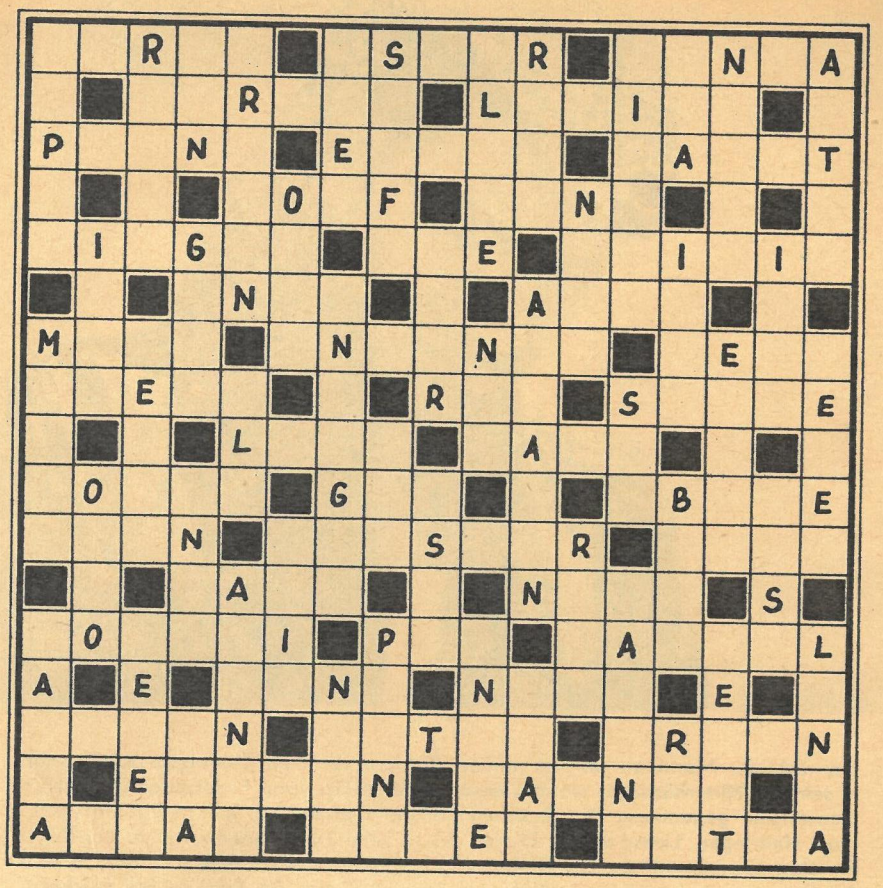
Wie lebt man in dem Lande, das praktisch auf Öl schwimmt, wo man Regen aber nur aus Film und Fernsehen kennt? Die Löhne sind relativ hoch. Das Angebot an Waren aus aller Welt reichlich. Großzügige Volksbildung und Gesundheitsfürsorge sowie günstige Kredite für den Wohnungsbau bieten soziale Vorteile.



Ein wichtiger Mann an der rot-weißen Barriere vor dem Ölzentrum Al Ahmadi. In seinem Wärterhäuschen wurden unsere Streichhölzer und Feuerzeuge in sicheren Gewahrsam genommen. Das Rauchen auf der Ölpier kann mehrere Jahre Zuchthaus einbringen. Links: an der Ölpier. Bis zu zehn Tanker legen hier in der Regel an. Den Löwenanteil an der Ölausfuhr schluckt die britisch-amerikanische Kuwait Oil Company. Auf rund neun Milliarden Tonnen werden die Erdölvorräte geschätzt. Das bedeutet, daß Kuweit weitere fünfundsiebzig Jahre die gleiche Menge Öl fördern könnte wie im Jahre 1964, 120 Millionen Tonnen.

Man schätzt, daß Kuweit bisher mehr als 20 Milliarden Pfund Sterling eingenommen hat. Das ist eine fast unvorstellbar große Summe. Dennoch ist es nur ein Teil des Erlöses, den die Kuwait Oil Company einheimste. Es gibt im Staat für eine zahlenmäßig breite Schicht viel Luxus. Insgesamt gesehen ist Kuweit der wohlhabendste Staat unter allen arabischen Ländern.

Die aus Lehm gebauten Hütten des alten Kuweit verschwinden ebenso wie die Nomaden allmählich aus dem Leben des kleinen Landes. Die heutige Metropole trägt alle Züge einer modernen Stadt, in der zweihunderttausend Menschen leben. Obwohl der alte Basar noch existiert, ist der moderne Selbstbedienungsladen längst Selbstverständlichkeit geworden.

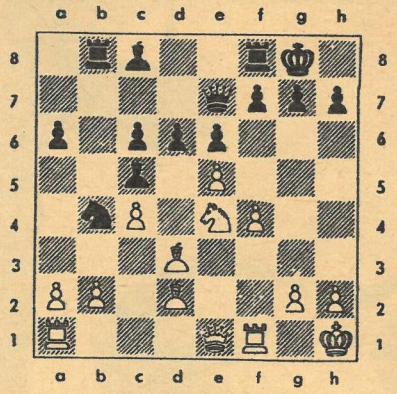


KREUZGITTER

1. Bergwerk, 2. Stammeszeichen bei Naturvölkern, 3. norditalienische Weinbaustadt, 4. Nebenfluß der Rhône, 5. Südfrucht, 6. Nebenfluß der Warta, 7. chemische Verbindung, 8. Unfall, Schaden, 9. Schüler, Lehrling, 10. Teil der Kletterpflanze, 11. Zierstrauch, 12. Zuchttier, 13. Staat in Vorderasien, 14. Freiheitsentzug, 15. Theaterplätze, 16. Sammlung von Aussprüchen, 17. Hauptstadt von Marokko, 18. Nadelbäume, 19. Gebietsteil der Indischen Union, 20. Teil des Auges, 21. europäischer Vulkan, 22. storchenähnlicher Vogel, 23. Gesichtsfarbe, 24. Erfinder eines Motors, 25. Verschluß, 26. plumper Unpaarhufer, 27. Flachland, 28. Anreißplättchen der Mandoline, 29. Radteil, 30. Schreibzeug, 31. Südfrucht, 32. Fluß im Vorland des Kaukasus, 33. Teil einer Sendeanlage, 34. deutscher Komponist († 1916), 35. deutscher Schriftsteller († 1957), 36. Stadt in Frankreich, 37. Hemdteil, 38. Wohnentgelt, 39. altes Schriftzeichen, 40. Ballspiel, 41. Bewegungsform, 42. Schwermetall, 43. Wendekommando, 44. Etagenvorbau, 45. Gewässer, 46. Futterpflanze, 47. Sinnesorgan, 48. englische Schulstadt, 49. Schnur, Strick, 50. Getränk, 51. weiblicher Vorname, 52. Bodenzustand, 53. Vogel, 54. Stadt in Mittelitalien, 55. Hausflur, 56. Blutgefäß, 57. Reingewicht, 58. Lasttier, 59. räumliche Beschränkung, 60. Jahrbücher, 61. Nordlandtier, 62. indische Währungseinheit, 63. Modelliermasse, 64. Strom in der UdSSR, 65. sowjetischer Schriftsteller („Wind von Süd"), 66. Harzflüßchen, 67. landwirtschaftliches Gerät, 68. Ausgangsstoff für Farben, 69. Spielkartenfarbe, 70. gazeartiges Gewebe, 71. Signalgerät, 72. Habsucht, 73. Bergrücken bei Braunschweig, 74. Frauenname, 75. Nachkomme, 76. Nebenfluß des Kongo, 77. Ostseemeerenge, 78. Tatkraft, 79. niederdeutsch für junges Fohlen, 80. norwegischer Mathematiker († 1829), 81. größte Insel Melanesiens, 82. weiblicher Vorname, 83. Ansprache, 84. Mißgunst, 85. Stichwaffe, 86. Verbindungsbolzen, 87. englischer Titel, 88. Industriestadt in Rumänien, 89. Mittelmeerinsel, 90. griechischer Buchstabe, 91. Schwung, 92. Niederschlag.

VOLLTREFFER

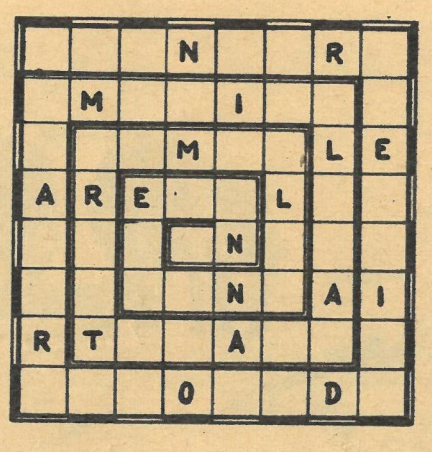
Partie Wassilijew–Kulago,
Moskauer Studentenmeisterschaft 1967



Weiß am Zuge fackelte nicht lange und zwang seinen Gegner in wenigen Zügen zur Aufgabe.

1. **Sf6+!** Der erste Volltreffer bei der Beschießung der schwarzen Königsfestung. 1. . . . **gf6:** 2. **Lh7:+!** Und auch der zweite Schuß sitzt mitten im Ziel. Die baldige Kapitulation ist unvermeidlich. 2. . . . **Kh8.** Auf 2. . . . Kh7: holt Weiß mit 3. Dh4+ Kg7 4. Dg4+ Kh8 5. Tf3 zum entscheidenden Schlag aus. 3. **Dh4 Kg7 4. f5!, und Schwarz zeigte die weiße Fahne.**

RÄTSELSCHNECKE



Von außen nach innen: Südfrucht – Amtstracht – Kummer, Schmerz – Stadt in den Niederlanden – Musikwerk – Funkmeßverfahren – italienische Geigenbauerfamilie – Raubvogel – Oper von Verdi – erfahrener Seemann – französische Stadt – Etagenvorbau – Wut – Sitzmöbel.

Von innen nach außen: Junge – Nähmaterial – Kartenwerk – Unkrautpflanze – modischer Umhang – Göttin der Jagd – Preisgrenze – Bittermittel – Trockenvorrichtung – Haarpflegemittel – Vorraum – Gestalt aus „Rigoletto" – Roman von Zola.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 14

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Paraffin, 7. Messe, 11. Heer, 14. Amor, 15. Amok, 17. Egmont, 18. Dusche, 19. Baracke, 20. Stab, 22. Dreh, 23. Iberer, 25. Alberti, 27. Isar, 29. Tonne, 31. Latte, 33. Omelett, 36. Rhein, 39. Elemi, 41. Tenne, 43. Fiskal, 45. Largo, 48. Asbest, 51. Reat, 52. Fiaker, 54. Arterie, 55. Luzerne, 57. André, 59. Spore, 60. Lilie, 62. Ideal, 65. Nasser, 68. Krone, 70. Onegin, 73. Tirso, 74. Netz, 75. Etage, 76. Tiara, 78. Spur, 79. Alibi, 81. Darwin, 84. Toast, 87. Nansen, 89. Reger, 91. Wiens, 93. Chrom, 95. Anita, 97. Abraham, 100. Theater, 103. Relief, 105. Rune, 107. Terror, 108. Blitz, 109. Falter, 111. Aroma, 113. Eleve, 115. Amati, 117. Entente, 120. Oktav, 122. Udine, 124. Seni, 126. Antimon, 129. Manier, 132. Nike, 135. Darg, 136. Gespann, 137. Ibadan, 138. Salami, 139. Erek, 140. Dorn, 141. Tegu, 142. Adele, 143. Amarelle. – Senkrecht: 1. Paddel, 2. Amur, 3. Rose, 4. Architektur, 5. Freia, 6. Nabe, 7. More, 8. Ekarté, 9. Sekante, 10. Egeln, 11. Hose, 12. Entree, 13. Etat, 16. Marke, 21. Bien, 24. Brom, 26. Bernstein, 28. Sela, 30. Otto, 32. Arie, 34. Milan, 35. Lure, 37. Hebe, 38. Iasi, 40. Elfe, 42. Narr, 43. Fresko, 44. Salome, 46. Akelei, 47. Gral, 49. Erbe, 50. Tell, 53. Iris, 54. Ader, 56. Zenit, 58. Nikotin, 61. Irrsinn, 63. Denar, 64. Abtei, 66. Anapa, 67. Steatit, 69. Orade, 71. Noppe, 72. Gerte, 77. Ranch, 80. Basalt, 82. Wermut, 83. Nummer, 85. Oratorium, 86. Swir, 88. Sure, 89. Ritt, 90. Gier, 92. Earl, 94. Harlekinade, 96. Nero, 98. Bizet, 99. Affe, 101. Heym, 102. Arat, 104. Eibe, 106. Newa, 108. Bann, 110. Avon, 112. Meineid, 114. Lese, 115. Arad, 116. Antrag, 118. Tempel, 119. Nonne, 121. Vienne, 123. Dogma, 125. Erika, 127. Nase, 128. Iglu, 130. Aare, 131. Inka, 133. Idol, 134. Karl.

Zahlenband. 1. Thematik, 2. Maureske, 3. Serratus, 4. Tunguska, 5. Grauguss.

Der heldenhafte Kampf des vietnamesischen Volkes gegen die barbarische Aggression der amerikanischen Imperialisten wird von den Bürgern unserer Republik mit aktiven Solidaritätsbekundungen unterstützt. Sie helfen unter anderem auch durch Geldspenden, den vietnamesischen Klassenbrüdern zusätzliche Lieferungen an Medikamenten und anderen dringend benötigten Materialien zu übergeben. Belief sich die Gesamtsumme der Solidaritätsspenden unserer Bevölkerung für Vietnam von 1965 bis Ende 1967 auf

a) 31 Millionen Mark?
b) 42,5 Millionen Mark?
c) 56 Millionen Mark?

Senden Sie bitte Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 15) bis zum 11. April 1968 an Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen in unserem DDR-Quiz:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 11: b) Cottbus

Es gewannen **50 Mark:** Hildegard Wilhelm, Steinbach-Hallenberg; **je 10 Mark:** Gudrun Gerhardt, Schkeuditz; Rosi Pilgram, Senftenberg; Jürgen Kohrs, Falkensee; Wilhelm Korf, Rostock; Gerhard Schenk, Schwerin.

Foto: Zentralbild/TASS

Begegnungen

ZUM 70. GEBURTSTAG PAUL ROBESONS

Das erste Mal sah ich Paul Robeson an einem Sommerabend des Jahres 1959 in Wien. Österreichs Hauptstadt war damals für zwei Wochen Gastgeberin der VII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, und an jenem Abend hatten sich Tausende auf dem weiten Heldenplatz an der ehemaligen Hofburg zu einem Friedensmeeting versammelt. Eingekeilt in die unübersehbare Menschenmenge, stand ich unweit der improvisierten Freilichtbühne, auf der das internationale Kulturprogramm ablief. Als schließlich ein hünenhafter Mann mit dunklem Antlitz vor die Mikrophone trat, als unter dem nächtlichen Himmel seine tiefe, mitreißende Stimme die Abgesandten der Jugend aller Erdteile in ihren Bann schlug, da kam der folgende Beifallssturm einer Ovation gleich. Sie galt der überragenden Persönlichkeit dieses Sängers, dessen Name als Künstler in aller Welt zugleich ein Symbol für politische Konsequenz und Standhaftigkeit geworden ist.

Zu seinem Wiener Festivalbesuch war Paul Robeson aus England gekommen. Dort feierte er damals nach den schweren Jahren der Verfolgungen und Schikanen durch die Hexenjäger McCarthys auf der Bühne als Othello wahre Triumphe. Die amerikanische Regierung hatte Robeson seit 1950 den Auslandspaß entzogen und acht Jahre lang mit allen erbärmlichen Mitteln des Terrors, der Demütigung und des Boykotts versucht, diese gewaltige Stimme des Friedens und der Menschlichkeit zum Schweigen zu bringen. Doch es war ihnen nicht gelungen. Gegen Ende der Dulles-Ära mußte die amerikanische Reaktion vor der Woge der weltweiten Proteste kapitulieren und ihm die Ausreise aus den USA gestatten . . .

Ein Jahr nachdem ich Paul Robeson auf dem Wiener Heldenplatz hatte singen hören, reiste ich als Journalist für einige Tage nach London. Kurz vor dem Abflug wurde ich gebeten, ein Schreiben des Vorsitzenden des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes mitzunehmen, das für den Adressaten eine herzliche Einladung zu einem Besuch unserer Republik enthielt. Die Anschrift bestand nur aus vier Worten: Herrn Paul Robeson, London.

Die Stadt an der Themse zählt über acht Millionen Einwohner, doch ich hatte Glück. Ein Bekannter machte mich auf ein festliches Meeting aufmerksam, das anläßlich des dreißigjährigen Bestehens des „Daily Worker", des Zentralorgans der Kommunistischen Partei Großbritanniens, in der Royal Albert Hall stattfinden sollte. Paul Robeson, so hieß es, würde an diesem Ehrentag der britischen Arbeiterpresse unbedingt dabeisein.

Es war eine der mitreißendsten Kundgebungen, die ich je erlebt habe. Ich konnte die Reaktionen der sechstausend Teilnehmer denkbar gut beobachten, denn dem Zufallsgast aus der DDR war von den englischen Genossen kurzerhand ein freier Stuhl auf dem Präsidiumspodest zugewiesen worden. Paul Robeson trat gegen Ende des Meetings auf die Bühne. Die sechstausend, vorwiegend Arbeiter, sprangen von ihren Plätzen auf und applaudierten stehend dem großen Künstler und Friedenskämpfer, bis er endlich zu seinem ersten Gesangsvortrag ansetzen konnte: „Freude, schöner Götterfunken" – zuerst in deutscher, dann in englischer Sprache. Und es folgten jene Lieder, die mit dem Namen ihres Sängers zu einem Begriff geworden sind: „John Brown" und „Ol' Man River", „Water Boy" und schließlich das Lied von Joe Hill, der für die Arbeiter niemals tot sein wird . . . Wenige Schritte neben Robeson sitzend, sah ich ihn angesichts des besonderen Fluidums dieser Kundgebung, angesichts dieser begeisterten Welle von Verehrung für den Botschafter des „anderen" Amerika in tiefer, glücklicher Erregung, die ihn zeitweilig fast überwältigte.

In seiner Garderobe konnte ich nach der Veranstaltung meinen Auftrag erfüllen und den Einladungsbrief übergeben. Im Herbst des gleichen Jahres hat dann Paul Robeson zum ersten Mal unsere Republik besucht. Sein gefeiertes Auftreten während der Berliner Festtage 1960 und zu den Feierlichkeiten anläßlich des 11. Jahrestages unserer Republik wurde zu einer Kette herzlicher Begegnungen, an denen nunmehr Tausende Bürger unseres Staates teilhatten. Am 9. April wird der dunkelhäutige Herold des Friedens 70 Jahre alt, geehrt und geachtet von der ganzen fortschrittlichen Menschheit. Ungezählte gute Wünsche werden ihren Weg in seine Heimatstadt New York nehmen, wo „Big Paul", dieser Inbegriff an kämpferischer Kraft und Vitalität, seit geraumer Zeit an das Krankenbett gefesselt ist. Seine Stimme jedoch wird nie vergessen sein, und nie vergessen die Zuversicht, die uns für immer gerade s e i n e Worte verliehen haben: „Glaubt mir, Freunde, es gibt ein anderes Amerika, das Amerika der einfachen Menschen, die einen neuen Krieg fürchten und von dem heißen Wunsch beseelt sind, in einer Welt des Friedens zu leben."

Herbert A. Rudolf

Herzliche Begegnung von zwei hervorragenden Repräsentanten ihrer Völker: Paul Robeson nahm im Oktober 1960 aus der Hand Walter Ulbrichts den Orden „Stern der Völkerfreundschaft" entgegen. Foto: Alfred Paszkowiak

OLYMPIA UND DIE DEUTSCHEN

17

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

Am 7. Juni 1937 wurde im Warschauer Präsidentenpalais die 36. Sitzung des Internationalen Olympischen Komitees eröffnet. Herzlich begrüßter Ehrengast war der General Slowoj-Sklakowski. Auf der Tagesordnung stand die Neuwahl des Exekutivkomitees. Ritter von Halt rückte hier auf den Posten des zurücktretenden Theodor Lewald (die Motive dieses Rücktritts haben wir schon früher dargelegt). Das Schweizer NOK stellte den Antrag, einen einheitlichen Gruß für die olympischen Eröffnungsfeierlichkeiten zu beschließen. Ganz offensichtlich war das ein Nachhall der Berliner Spiele. Man wollte den faschistischen Hitlergruß nicht etwa noch zum olympischen Gruß avancieren lassen. Auf Betreiben der deutschen IOC-Mitglieder verschwand der Antrag in den Akten.

Am nächsten Tag erschien ein Mann im Tagungssaal, um einen Bericht über die Vorbereitungen der 1940 für Tokio geplanten Spiele abzugeben. Sein Name: Werner Klingeberg. Seine Nationalität: Deutscher. Die deutschen IOC-Mitglieder hatten schon ein Jahr zuvor durchgesetzt, daß dieser Klingeberg als technischer Berater des IOC engagiert wurde. Es war dies der erste Schritt bei dem Versuch, das IOC fest in die deutsche Hand zu bekommen.

Am 13. März 1938 machte in der oberägyptischen Tempelstadt Luxor ein Nildampfer los, um in sechs Tagen den Nil hinabzusteuern und erst in Kairo wieder vor Anker zu gehen. An Bord war das IOC versammelt, um seine 37. Sitzung abzuhalten. Der Sekretär des IOC, der Schweizer Hauptmann Berdez, fehlte, wohl wegen Krankheit. Noch ehe Luxor außer Sicht kam, hatte man einen „Ausweg" gefunden. Dr. Carl Diem und Werner Klingeberg übernahmen gemeinsam die Funktion des Sekretärs und besuchten alle Sitzungen, obwohl sie nicht einmal ordentliche IOC-Mitglieder waren.

Nach Coubertins Tod hatte das IOC-Bulletin sein Erscheinen eingestellt. Solange der Begründer der modernen Spiele gelebt hatte, hatte er für das regelmäßige Erscheinen Sorge getragen. Nun fand sich auch hier ein bereitwilliger „Helfer": Dr. Carl Diem. Man beauftragte ihn, künftig eine „Olympische Rundschau" herauszugeben. Dies tat er bis ins Jahr 1944. Allerdings kaum als Diener der olympischen Idee. Schon 1940 feierte er in der Zeitschrift „Olympische Flamme" den Hitlerschen Raubzug mit den Worten: „Die Ehren des Krieges müssen auf die Pflege des Sports zurückwirken. Es gilt also nicht nur sportlichen Geist zu erzeugen, sondern auch solche sportlichen Leistungen zu entwickeln, die unmittelbar kriegsnützlich sind." Kommentare sind überflüssig . . .

1938 wurde in Deutschland ein „Olympisches Institut" gegründet. Dem IOC ging ein Schreiben des „Reichssportführers" zu, der diese Gründung bestätigte. Leiter des Instituts war – Dr. Carl Diem. Es sei hier noch ein Zitat von ihm wiedergegeben, um seine Qualifikation auch für diese Funktion zu unterstreichen: „Krieg ist der vornehmste, ursprünglichste Sport, der Sport par excellence!"

Im Juni 1939 wurde der Schweizer Oberstleutnant Berdez trotz seiner schweren Krankheit erneut zum Sekretär des IOC gewählt. Vieles deutet darauf hin, daß eine skeptische Mehrheit des Komitees wenig Lust verspürte, Werner Klingeberg zu wählen. Er wurde jedoch Berdez' Stellvertreter und erhielt den Auftrag, die Organisation der inzwischen von Tokio nach Helsinki übertragenen nächsten Sommerspiele vorzubereiten. Am 3. Januar 1940 starb Berdez. Klingeberg hätte seine Nachfolge antreten sollen, erhielt aber keine Einreise in die Schweiz. Überraschend schnell handelnd bestellte IOC-Präsident Baillet-Latour die langjährige Mitarbeiterin im Lausanner Büro des IOC Frau Zanghi zum Sekretär, und bis vor wenigen Jahren hat diese ebenso tüchtige wie unauffällig wirkende Frau die Geschicke des IOC-Büros mit Umsicht geleitet.

In Deutschland meldete der Reichssportführer Hitler die Sportbataillone zur entscheidenden Schlacht. Zahlreiche Olympiasieger von 1936 waren unter den ersten Opfern: Rudi Cranz, Luz Long, Toni Merkens, Michael Murach, Rudi Woellke.

Dr. Carl Diem pries den Krieg noch im Schützengraben vor den Toren Berlins, IOC-Mitglied Ritter von Halt zog an der Spitze einer Volkssturmeinheit in die Wälder von Bernau. Beide zählten zu denen, die Kinder bedenkenlos in den Tod trieben und den grausamen Krieg bis fünf Minuten nach zwölf ausdehnen wollten.

Als die Sowjetsoldaten das rote Banner auf den Reichstag gepflanzt und die letzten faschistischen Geschütze zum Schweigen gebracht hatten, atmete die Welt auf. Auch die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees sammelten sich, und nach dem Tode des Präsidenten Baillet-Latour übernahm der schwedische Vizepräsident Edström die Funktion des Präsidenten. Man einigte sich auf London als den Schauplatz der ersten Nachkriegsspiele und übertrug St. Moritz die Winterspiele des Jahres 1948.

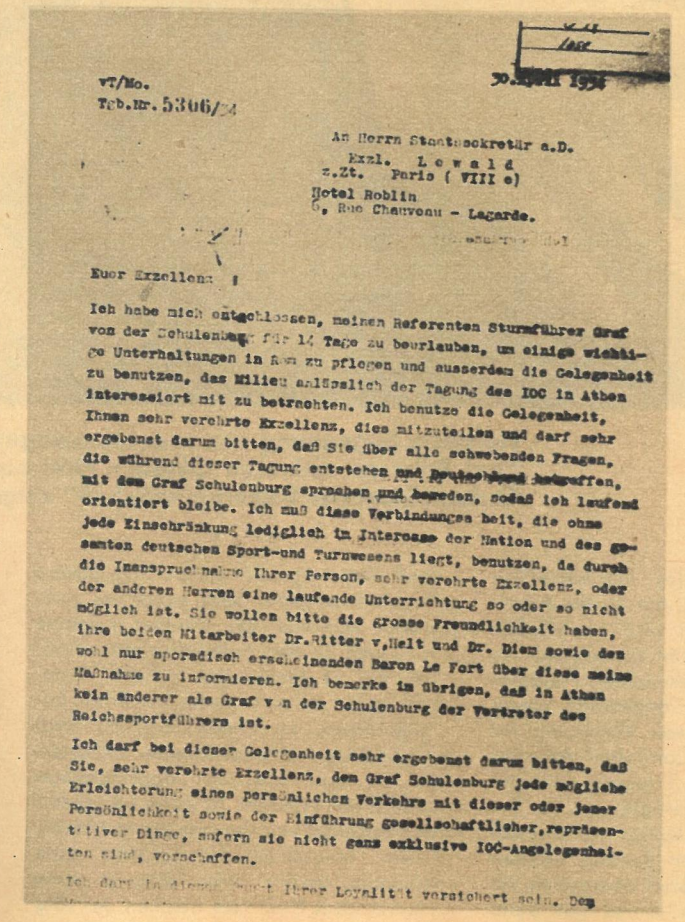
Auf der 40. IOC-Sitzung in Stockholm (1947) kam übrigens der zehn Jahre zuvor verschwundene Antrag über den „olympischen Gruß" wieder zum Vorschein, und es wurde beschlossen, die Sportler sollten bei künftigen Eröffnungen nur durch Drehen des Kopfes nach links oder rechts ohne jede zusätzliche Geste grüßen.

Die ersten Nachkriegskongresse des IOC sorgten für manches Aufsehen. So waren zwei amerikanische Eishockeymannschaften zu den Winterspielen nach St. Moritz 1948 gekommen, eine Profimannschaft und eine Amateurvertretung. Das IOC beschloß, beide nicht starten zu lassen. Das Schweizer NOK aber ließ die Profis zu. In die Enge getrieben, hob das IOC seinen ersten Beschluß auf und legte fest, daß die Amerikaner zwar spielen dürften, aber unabhängig von ihrer Plazierung keine Medaille erhalten könnten.

Während der Sommerspiele in London wirbelte der Antrag des Dr. Porritt viel Staub auf: Altersbegrenzung für IOC-Mitglieder. Der Neuseeländer wollte den vielen Anwürfen gegen das IOC wirksam begegnen und eine Altersbegrenzung von 70 Jahren durchsetzen. IOC-Mitglieder, die diese Grenze erreicht hatten, sollten Ehrenmitglieder werden. Es kam nach langer Debatte zu einer Kampfabstimmung, die am nächsten Tag angefochten und tatsächlich wieder aufgehoben wurde, weil der erforderlichen Zweidrittelmehrheit eine einzige Stimme gefehlt hatte! Man bildete eine Spezialkommission, die zwei Wochen später einen neuen Antrag vorlegte: Alle Mitglieder über 70 Jahre sollten das Stimmrecht verlieren. Auch hier gab es nicht die nötige Mehrheit, und so blieb alles beim alten. Im wahrsten Sinne des Wortes!

Viel Ärger hatte das IOC mit dem Fall des schwedischen Reiters Persson. Nach den Regeln des internationalen Reit-

Ein bemerkenswertes Dokument ist dieser Brief, der Diem und Ritter von Halt bescheinigt, schon 1934 willige Erfüllungsgehilfen der Nazis im internationalen olympischen Gremium gewesen zu sein. Wie die auf jener IOC-Tagung in Athen von Ritter von Halt abgegebene berüchtigte „Judenerklärung" – wir schrieben bereits darüber – nachweist, hätte es dieses „Sturmführers Graf Schulenburg" als Aufpasser gar nicht bedurft. Die „deutschen Olympier" waren zu jeder Schandtat bereit, damals und auch später. Fotos: Archiv



vT/Mo.
Tgb.Nr. 5306/

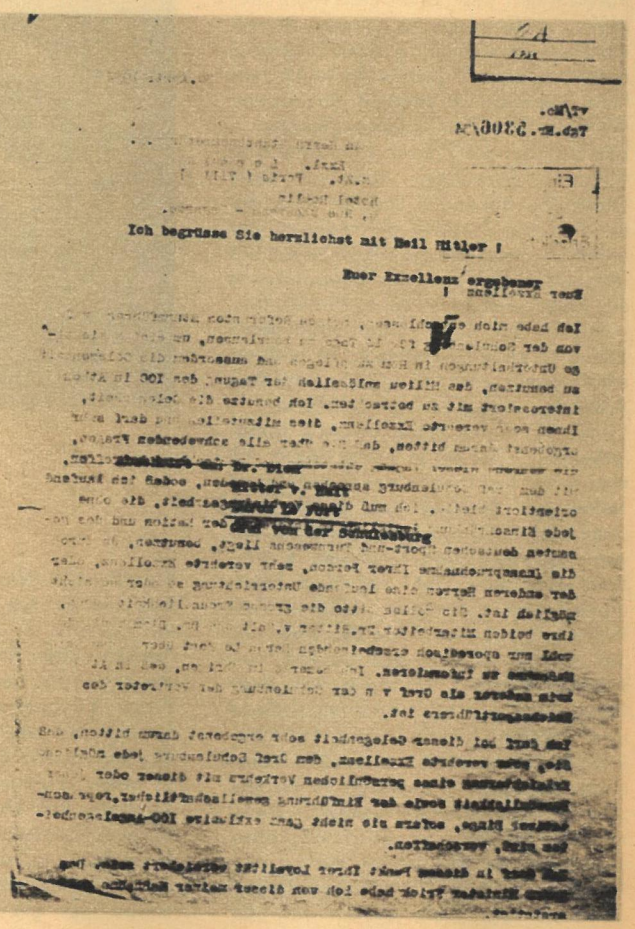
An Herrn Staatssekretär a.D.
Exzl. L e w a l d
z.Zt. Paris (VIII e)
Hotel Roblin
6, Rue Chanveau - Lagarde.

Euer Exzellenz !

Ich habe mich entschlossen, meinen Referenten Sturmführer Graf von der Schulenburg für 14 Tage zu beurlauben, um einige wichtige Unterhaltungen in Rom zu pflegen und ausserdem die Gelegenheit zu benutzen, das Milieu anläßlich der Tagung des IOC in Athen interessiert mit zu betrachten. Ich benutze die Gelegenheit, Ihnen sehr verehrte Exzellenz, dies mitzuteilen und darf sehr ergebenst darum bitten, daß Sie über alle schwebenden Fragen, die während dieser Tagung entstehen und Deutschland betreffen, mit dem Graf Schulenburg sprechen und beraten, sodaß ich laufend orientiert bleibe. Ich muß diese Verbindungsnahme, die ohne jede Einschränkung lediglich im Interesse der Nation und des gesamten deutschen Sport-und Turnwesens liegt, benutzen, da durch die Inanspruchnahme Ihrer Person, sehr verehrte Exzellenz, oder der anderen Herren eine laufende Unterrichtung so oder so nicht möglich ist. Sie wollen bitte die grosse Freundlichkeit haben, ihre beiden Mitarbeiter Dr.Ritter v.Halt und Dr. Diem sowie den wohl nur sporadisch erscheinenden Baron Le Fort über diese meine Maßnahme zu informieren. Ich bemerke im übrigen, daß in Athen kein anderer als Graf v n der Schulenburg der Vertreter des Reichssportführers ist.

Ich darf bei dieser Gelegenheit sehr ergebenst darum bitten, daß Sie, sehr verehrte Exzellenz, dem Graf Schulenburg jede mögliche Erleichterung eines persönlichen Verkehrs mit dieser oder jener Persönlichkeit sowie der Einführung gesellschaftlicher,repräsentativer Dinge, sofern sie nicht ganz exklusive IOC-Angelegenheiten sind, verschaffen.

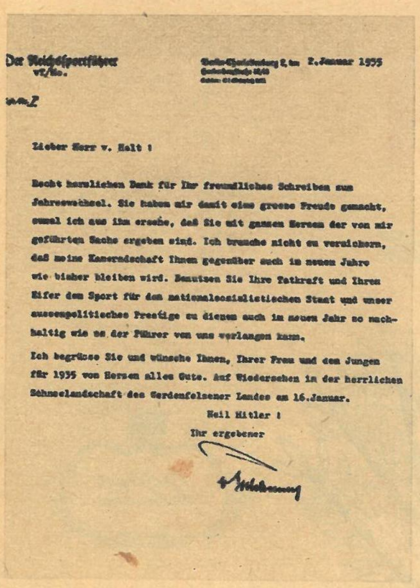
Ich darf in diesem Sinne Ihrer Loyalität versichert sein. Den



Ich begrüsse Sie herzlichst mit Heil Hitler !

Euer Exzellenz ergebener

„Krieg ist der vornehmste, ursprünglichste Sport, der Sport par excellence!" Ein Mann mit solcher Ansicht paßte haargenau in das Bonner Sportkonzept. Und so wurde 1949 Carl Diem Generalsekretär des westdeutschen olympischen Komitees. Auch Ritter von Halt, der mit „Tatkraft und Eifer" dem Führer diente (die Fotokopie beweist es), blieb nach dem Kriege Mitglied des IOC.



Der Reichssportführer
vI/Ho.

2. Januar 1935

Lieber Herr v. Halt !

Recht herzlichen Dank für Ihr freundliches Schreiben zum Jahreswechsel. Sie haben mir damit eine grosse Freude gemacht, zumal ich aus ihm ersehe, daß Sie mit ganzem Herzen der von mir geführten Sache ergeben sind. Ich brauche nicht zu versichern, daß meine Kameradschaft Ihnen gegenüber auch im neuen Jahre wie bisher bleiben wird. Benutzen Sie Ihre Tatkraft und Ihren Eifer dem Sport für den nationalsozialistischen Staat und unser aussenpolitisches Prestige zu dienen auch im neuen Jahr so nachhaltig wie es der Führer von uns verlangen kann.

Ich begrüsse Sie und wünsche Ihnen, Ihrer Frau und den Jungen für 1935 von Herzen alles Gute. Auf Wiedersehen in der herrlichen Schneelandschaft des Werdenfelsener Landes am 16. Januar.

Heil Hitler !

Ihr ergebener

sportverbandes – heute sind sie etwas modernisiert – durften Unteroffiziere an Wettkämpfen nicht teilnehmen, an denen Offiziere teilnahmen. Persson, einer der besten schwedischen Military-Reiter wurde durch ein Dekret des schwedischen Königs deswegen für die Dauer der Spiele zum Leutnant befördert. Der französische Kommandant Hector, Sekretär der Reitsportföderation, fand jedoch bei Persson eine Unteroffiziersmütze und deckte den „Betrug" auf. Persson mußte tatsächlich seine Medaille zurückgeben. Vier Jahre später wurde er in Helsinki Goldmedaillengewinner in der Mannschaft!

Ein Problem aber, das vor allem uns Deutsche berühren mußte, betraf das italienische IOC-Mitglied General Vaccaro. Auf dem Londoner Kongreß 1948 hatte das italienische NOK folgenden Antrag eingebracht: „Die Nationalen Olympischen Komitees erhalten das Recht, vom IOC die Auswechslung der Mitglieder zu verlangen, die ihrer Meinung nach nicht in der Lage sind, eine nützliche Aufgabe gegenüber den Sportorganisationen ihres Landes zu erfüllen."

Einziger Sinn dieses Antrages war, dem italienischen NOK die Möglichkeit zu bieten, den General Giorgio Vaccaro von der Liste der IOC-Mitglieder streichen zu lassen, weil der General einer der eifrigsten Gefolgsmänner Mussolinis gewesen war. Das IOC lehnte es ab, den Antrag zu behandeln, da es um die Statuten fürchtete. Jedes NOK hätte auf diese Weise die Möglichkeit einer Kontrolle seiner IOC-Mitglieder in die Hand bekommen. Aber die IOC-Oberen bestritten auf der anderen Seite auch nicht die Notwendigkeit, Vaccaro aus dem IOC zu entfernen. Der General wurde aufgefordert, seine Demission einzureichen, doch weigerte er sich beharrlich. Selbst als der IOC-Kanzler Otto Meyer nach Rom reiste und den General in einer stundenlangen Aussprache in seiner Wohnung beschwor, sich zurückzuziehen, lehnte er das ab. Da entschloß sich das IOC, stillschweigend das gleiche zu tun, was Baron de Coubertin nach dem ersten Weltkrieg mit den deutschen IOC-Mitgliedern getan hatte; der Name des Generals wurde gestrichen. Wohlgemerkt wegen seiner – so formulierte es der IOC-Kanzler wörtlich – „führenden Rolle in der Zeit des Faschismus".

Was aber tat sich in Deutschland?

Getreu dem Potsdamer Abkommen waren sämtliche faschistischen Sportorganisationen und Vereine in der heutigen DDR aufgelöst worden. In Westdeutschland fand man die alten Funktionäre in ihren Ämtern wieder. Der Generalsekretär des Nationalsozialistischen Reichsbundes für Leibesübungen, Guido von Mengden, der wie Ritter von Halt bis in die letzten Stunden für den „Endsieg" geworben hatte, gehörte zu den ersten, die sich der Sportorganisationen wieder bemächtigten.

Im September 1949 wurde der westdeutsche Separatstaat geschaffen. Am 20. September sagte Adenauer in seiner Regierungserklärung: „Die Bundesrepublik Deutschland ist allein befugt, für das deutsche Volk zu sprechen." Das war die Geburtsstunde des neuen Revanchismus.

Am 24. September 1949 wurde das westdeutsche NOK gegründet. Adenauers Stellvertreter Blücher erschien zu dieser Veranstaltung und sagte, Adenauer nacheifernd, wörtlich: „Wenn wir heute hier erschienen sind, um das NOK zu gründen, dann ist in der Tat diese Nation hier vertreten."

Der Generalsekretär dieses neugegründeten NOK hieß – Dr. Carl Diem. Schon bald übernahm er neben diesem Amt noch eine zweite Funktion: Referent im Innenministerium der Bonner Regierung. Damit waren zum ersten Mal die Verhältnisse gleich vom ersten Augenblick an klar.

Diem versuchte zunächst alte Fäden wieder zu knüpfen, mit wechselndem Erfolg. Schon 1948 hatte er sich um eine Einladung zu den Londoner Sommerspielen bemüht. Lord Burghley – der heutige IAAF-Präsident Marquess of Exeter – hatte es abgelehnt, Diem einzuladen. Der schwedische IOC-Präsident Edström war weniger konsequent...

Schon bald nach der Gründung des westdeutschen NOK ging Diem auf Reisen. Zunächst nach Lausanne. Hier sein wörtlicher Bericht, zitiert aus einem internen westdeutschen Mitteilungsblatt: „Das schweizerische Olympische Komitee gab mir ein Essen. Aus der Unterhaltung mit den Herren ergab sich, daß man bei der bevorstehenden Abstimmung über die Anerkennung des deutschen Olympischen Komitees auf der Sitzung in Kopenhagen mit einer Mehrheit für die deutsche Aufnahme rechnen kann. Als unversöhnlicher Gegner wird immer Seldrayers, Brüssel, genannt. Scharoo (Amsterdam) erklärt sich zwar auch gegen eine deutsche Aufnahme, beteiligt sich aber nicht an der Agitation.

Das jetzige Argument gegen die Aufnahme ist die Zweiteilung Deutschlands: Man könnte nur ein wirklich deutsches Komitee aufnehmen, und zur Zeit sei Ostdeutschland noch von dem jetzigen Nationalen Olympischen Komitee erfaßt. Hier scheint sich der Einfluß russischer Politik zu zeigen, der von den Satellitenstaaten aufgenommen und auch von westlichen Mächten, soweit sie Deutschland ablehnen, verwendet wird."

Auch hier ersparen sich Kommentare.

Zurückgekehrt trommelte Diem sofort den Sommersportausschuß des westdeutschen NOK zusammen und erklärte: „Die Nichteinbeziehung der Ostzone in das NOK ebenso wie in die deutschen Fachverbände kann einen formellen Grund für die Nichtaufnahme Deutschlands in die internationalen Fachorganisationen ergeben. Es ist daher auf die Verbindung mit der Ostzone hinzuarbeiten."

Sein nächster Schritt galt der Bonner Regierung, die ihre Verbindungen benutzte und den britischen Hochkommissar Robertson bewegen konnte, einen Brief an jenen Lord Burghley zu schreiben, der es abgelehnt hatte, Diem einzuladen. Hier der Wortlaut dieses ungewöhnlichen Schreibens, datiert vom 10. Mai 1950: „Ich schreibe Ihnen in dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie Ihre Bemühungen auf der nächsten Sitzung des IOC dahingehend unternehmen, daß die Bundesrepublik Deutschland zur Teilnahme an den Olympischen Spielen in Helsinki eingeladen wird."

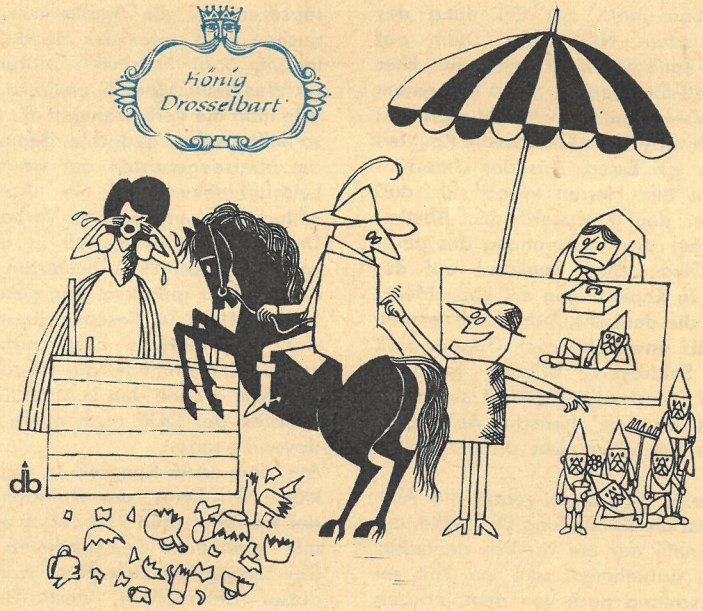
Damit ist schon unmißverständlich gesagt, wo die olympischen Interessen von Regierung und NOK lagen: Nach außen hin eine Verbindung mit der DDR vortäuschen, um die Anerkennung zu erreichen, und unter der Hand die Einladung nach Helsinki – natürlich nur für Westdeutschland – erwirken.

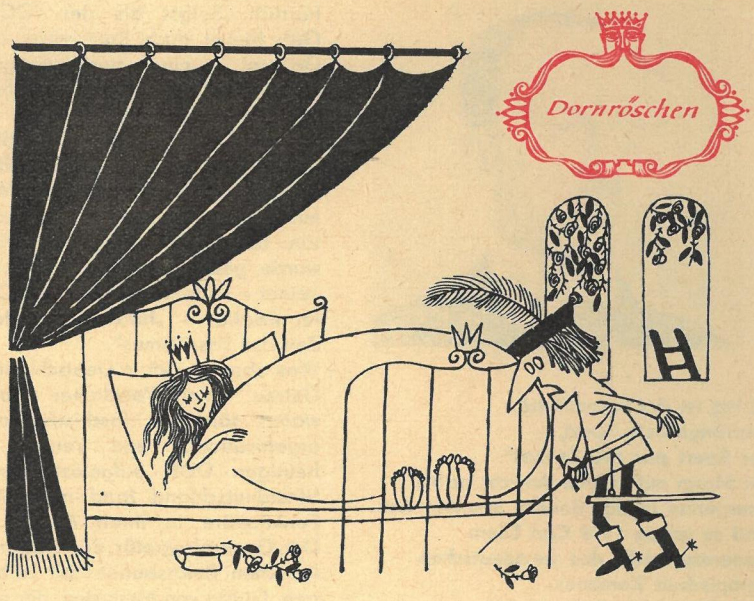
Wie man die Verbindungen mit der DDR zu mißbrauchen gedachte, demonstrierte am überzeugendsten der westdeutsche Leichtathletikverband. Im April 1950 schlug der westdeutsche Verband dem Deutschen Sportausschuß in der DDR vor, einen paritätisch besetzten Arbeitsausschuß zu gründen. Das geschah am 13. Mai 1950. Zu diesem Zeitpunkt hatte der westdeutsche Verband bereits seinen Aufnahmeantrag an die IAAF gerichtet – ohne den Leichtathletikfunktionären der DDR auch nur eine Silbe davon zu sagen.

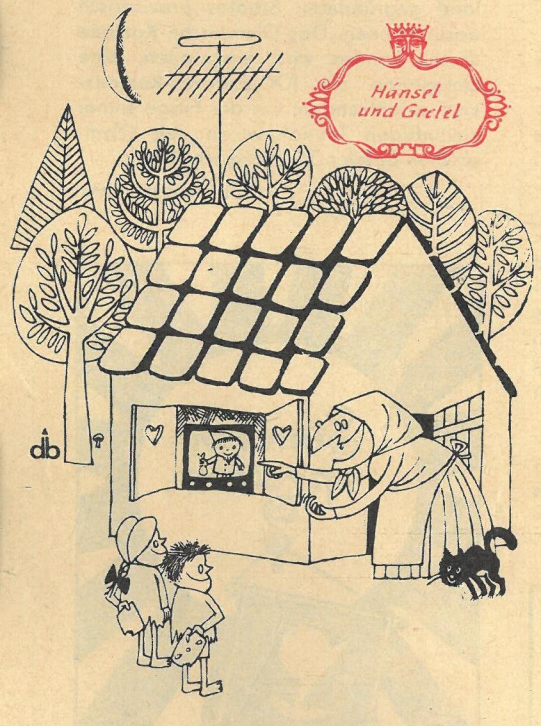
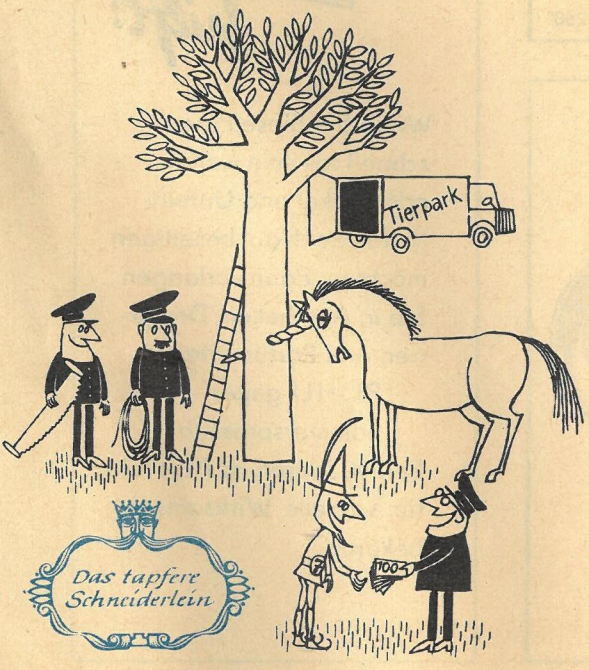
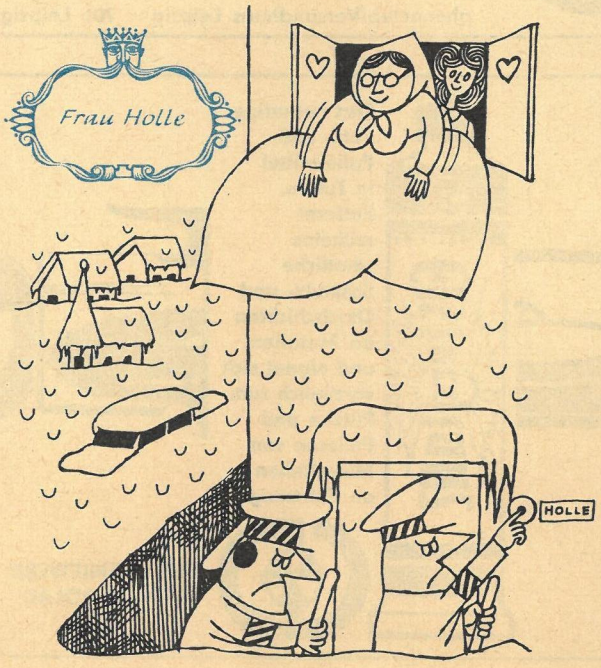
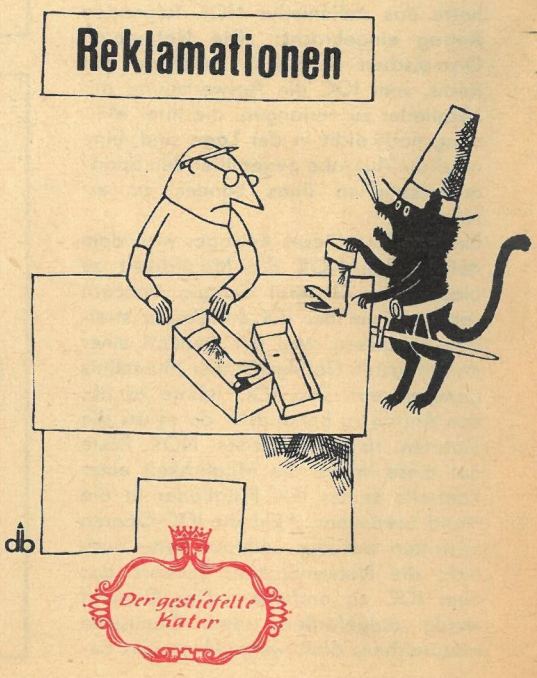
Auf dem IAAF-Kongreß in Brüssel erklärte Dr. Danz, der Aufnahmeantrag des westdeutschen Verbandes würde für alle deutschen Leichtathleten gelten. Der sowjetische Delegierte widersprach dieser Behauptung, doch Dr. Danz wiederholte noch einmal, daß der Arbeitsausschuß beiden Verbänden die internationale Arbeit garantiere. Daraufhin wurde der westdeutsche Leichtathletikverband tatsächlich in die IAAF aufgenommen, und es dauerte bis zum Jahre 1964, ehe dieser unfaire Schachzug und seine Folgen endlich beseitigt werden konnten.

Im Mai 1950 sollte in Kopenhagen über das Anerkennungsgesuch des westdeutschen NOK verhandelt werden. Doch eine endgültige Entscheidung fiel noch nicht. Eine Kommission empfahl, „das Olympische Komitee des unter der Bezeichnung Bundesrepublik Westdeutschland gegründeten Staates provisorisch anzuerkennen. Das Olympische Komitee dieses Landes wird eingeladen, eine Delegation zur IOC-Exekutiv-Kommission zu entsenden, um die Frage seiner zukünftigen Teilnahme an den Olympischen Spielen zu untersuchen."

Fortsetzung folgt





Wahre Märchen

DIETRICH BAUER